Preis $3.00 per Jahr,
i. jährlicher oder halbjährlicher Vorausbezahlung; jedes einzelne Heft 25 Cents, doch wird die Auflage nur nach der Liste der regelmäßigen Abonnenten bestimmt und kann also nur diesen die Zusendung garantirt werden.

Atlantis.

Eine Monatsschrift
für
Wissenschaft, Politik und Poesie.

Herausgegeben und redigirt
von
Christian Esselen.

Neue Folge. Vierter Band.

Januarheft.

Detroit, Mich., 1856.

Inhaltsverzeichniß des Januarheft s.

Briefe und Gelder mit der Post und wenn registrirt, unter meinem Risiko an die Adresse des Herausgebers: C. Esselen, Drawer 20, Detroit, Michigan.

Diejenigen Abonnenten, welche nebenstehende Notiz ausgefüllt finden, wollen gefälligst ihre Abonnements entweder direkt einsenden, oder an die Agenten, wo sich solche befinden, einzahlen. Wir sind genöthigt, diese Mahnung dringend unsern Freunden ans Herz zu legen.

Herr   in

Sie werden hiermit benachrichtigt, daß ihr Abonnement für die Atlantis mit   abgelaufen ist, und daß ich die unumgängliche Maaßregel der Vorauszahlung einzuhalten bitte.

Detroit, Mich., den 20. Januar 1856, **Chr. Esselen.**

Atlantis.

Eine Monatsschrift
für
Wissenschaft, Politik und Poesie.

Herausgegeben und redigirt
von
Christian Esselen.

Neue Folge. Vierter Band.

Januar bis Juni.

Detroit, Mich., 1856.

Motto:

„Das alleinige Streben nach dem Nützlichen
ziemt nicht dem edlen und guten Menschen."

Aristoteles.

Atlantis.

Neue Folge, Band 4. Heft 1.	Januar, 1856.	Alte Folge, Bd. 6., Nr. 119—122.

Rückblick.

Die Vorrede zum neuen Jahrgang der „Atlantis" wird wohl am zweckmäßigsten in einem Rückblicke auf die bisherige Thätigkeit derselben bestehen; denn wenn auch bisher diese Monatshefte noch nicht ihrer Bestimmung genügt haben, so ist doch ihre Tendenz in den erschienenen Nummern scharf genug ausgeprägt, um die Richtung und den Zweck derselben erkennen zu lassen. — Der Zweck der „Atlantis" im Allgemeinen ist die Beurtheilung und Erläuterung der Gegenwart, ihrer politischen, socialen, literarischen und wissenschaftlichen Erscheinungen, und dieser Zweck ist natürlich so umfassend und die Verhältnisse des amerikanischen Westens sind einer solchen Arbeit so wenig günstig, daß die Aufgabe bisher nur zum kleinsten Theile erfüllt werden konnte. Die Zustände der Gegenwart mögen uns noch so unbehaglich und unerquicklich erscheinen und die Ereignisse mögen sich noch so langweilig hinschleppen, es ist doch ein Reichthum von Bestrebungen, ein Wettrennen des Fortschritts, und eine Fülle neuer Gedanken und Empfindungen darin enthalten, daß jeder denkende Mensch sich höchlich dafür interessiren muß, und daß ein Organ, welches es sich zur Aufgabe macht, den Strom der Ereignisse mit aufrichtigem und aufmerksamem Urtheile zu begleiten, eine zwar schwere aber dankenswerthe Aufgabe sich gestellt hat. Um die Gegenwart, die sich in so mannigfachen und verschiedinartigen Erscheinungen kund gibt, zu beurtheilen, muß man nicht nur ihre Erscheinungen aufmerksam beurtheilen, sondern dieselben auch im Spiegel der Vergangenheit, wie in dem der Zukunft betrachten. Namentlich zur Beurtheilung der amerikanischen Verhältnisse ist der Blick in die Zukunft gerade so nothwendig und interessant, wie die Erinnerung an die Vergangenheit. Das ausschließlich realistische Urtheil kömmt leicht in die Gefahr, ungerecht und einseitig zu werden; wo Alles im Fluß, in Bewegung, im Werden begriffen ist, da muß man nicht ein einzelnes Atom, ein spezielles Moment zum Objekt der Beurtheilung nehmen, sondern die ganze Kette der Entwickelung selbst, und die Ereignisse mit ihren Resultaten zusammenstellen. Die Gegenwart selbst ist ja nur ein Schatten, den eine helle, glänzende Zukunft in das Jahrhundert hineinwirft. Von dieser Betrachtung haben wir unsere

Urtheile über die Zustände der alten, wie der neuen Welt oft leiten lassen, und wir glauben, trotzdem daß wir einer rein realistischen Weltanschauung, einer streng objektiven Darstellung auch ihr gewisses Recht zugeben, die Richtigkeit und Klarheit unserer Urtheile nicht sehr getrübt zu haben. Wir gewinnen dann keine Uebersicht über die Gegenwart, wenn wir in den tiefen Furchen der Ereignisse stecken bleiben, sondern nur dann, wenn wir die Ereignisse von einer fernen Höhe betrachten, die uns das ganze Feld der Beurtheilung mit Einem Male überschauen läßt. Wenn diese Ansicht bei einigermaßen vorsichtiger und unabhängiger Prüfung nicht der Wahrheit und Treue entbehrt, so gewährt sie auf der andern Seite auch Trost und Ermuthigung; wir bemerken die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens weniger, wenn wir sie als einzelne Glieder in der großen, fortschreitenden Entwickelung der Menschheit sehen; wir finden Ordnung, Nothwendigkeit, Harmonie, wo wir andernfalls nur Zwang, Unfreiheit und Unglück sehen. Unser Urtheil wird milder, ohne deßhalb an Gerechtigkeit zu verlieren. Ja selbst, wenn diese Anschauungsweise an und für sich nicht berechtigt wäre, so wird sie doch durch den ganzen Charakter der Zeit entschuldigt, denn es gibt doch wohl kein anderes Mittel, sich über die schwere Zeit hinweg zu retten, als, nicht nur die Hoffnung, nein, die Gewißheit einer besseren Zukunft.

Die „Atlantis" ist manchmal von ihren Gegnern, ja selbst von Freunden wegen dieser vergleichenden, expektativen Beurtheilungsweise der Widersprüche, der Confusion u.s.w. beschuldigt worden, aber der Beweis für diese Beschuldigungen fehlte entweder ganz, oder war unzulänglich, und beruhte auf einem andern Maaßstabe, nach welchem die Urtheile zugemessen wurden. Mehr noch, wie von den objektiven Ereignissen wird das Urtheil oft von subjektiven Tendenzen bedingt, die in ihrem leidenschaftlichen Eifer keine andere Erklärung zulassen, als welche ihnen gerade genehm ist. Indem wir Alle mehr oder weniger mithandelnde Personen in dem Drama der Gegenwart sind, wird unser Urtheil durch den bestimmten Standpunkt, den wir einnehmen, und die Sache, die wir verfechten, bedingt, so daß wir manchmal eine widersprechende Ansicht für eine gegnerische, feindselige halten. Dies haben wir in der Polemik, die wie hie und da zu führen hatten, oft bemerkt, und uns gegen diesen Fehler durch eine unparteiische Auffassung der Dinge selbst zu schützen gesucht.

Die großen Fragen der amerikanischen und europäischen Politik sind übrigens der Art, daß man wohl nicht leicht darüber im Zweifel oder verschiedener Meinung sein kann; sie charakterisiren sich durch sich selbst, durch ihr ganzes Wesen, ihre Geschichte und Resultate genugsam, so daß unser Urtheil von vornherein gebunden ist. Unserer Auffassung nach ist überhaupt die Entwickelung Amerika's kein spezifisches amerikanisches Ding,

zu der die Europäer ihre europäischen Erfahrungen und Begriffe nicht hinzubringen dürfen, sondern ein wesentliches und nothwendiges Glied in der Entwickelung der ganzen Menschheit, eine Fortsetzung des großen Stromes der Geschichte, der vom Oriente über die Länder Europa's und die Erde brauste. Wir haben deßhalb auch immer die amerikanischen Verhältnisse nicht vom Standpunkte irgend einer bestimmten amerikanischen Partei betrachtet, sondern von dem Standpunkte der allgemeinen europäischen Bildung, welche genug Mittel, Maßstäbe und Vergleichungen hat, um die hiesigen Zustände zu schätzen. Namentlich um das wichtigste aller hiesigen Institute, welches den Mittelpunkt aller politischen Bestrebungen und den Motor der ganzen Entwickelung Amerika's bildet — um die Sklaverei zu beurtheilen, liefert uns die Geschichte und die Wissenschaft Europa's die werthvollsten Anleitungen. Wir sehen dort die Sklaverei in Griechenland und Rom, im Mittelalter; wir sehen sie in allen Verhältnissen des socialen Lebens erscheinen und verschwinden, so daß jetzt in dem außerrussischen Europa kaum noch eine faktische und rechtliche Spur davon ist. Wir haben die Geschichte von den Sklavenkriegen in Rom, von den Bauernkriegen, von Spartacus und Thomas Münzer, von der französischen Revolution, von Franz Joseph und Friedrich II. gelesen, und gefunden, daß die Anstrengungen von Jahrhunderten dahin zielten, Sklaverei und Leibeigenschaft wegzuräumen. Wir hörten, wie das britische Parlament die Sklaverei in den britischen Colonien abgeschafft hat. Wir sehen uberall, wie dieses Institut vor der steigenden Humanität und dem Rechtsbewußtsein der Völker verschwand. Die Naturwissenschaft lehrte, daß alle die Unterschiede zwischen den einzelnen Razen nicht der Art wären, um die Einheit der Gattung zu zerstören, und bewies die menschliche Natur der Sklaven. Wir sehen in Leuten, wie Alexander Dumas, Mathieu de la Drome 2c., zu welcher Höhe von Cultur sich die Farbigen emporschwingen können. Wir wissen, daß jeder Sklave, sobald er den Fuß auf europäisches Gebiet setzt, so frei ist, wie die Königin von England auf ihrem Throne. Wir erkennen, daß die Civilisation und das Volksbewußtsein dieses Jahrhunderts der Sklaverei vollständig abgeneigt ist, und daß die civilisirten Nationen den Sklavenhandel mit dem Tode bestrafen. Jetzt finden wir in Amerika das Institut der Sklaverei in voller Blüthe und in rascher Ausdehnung begriffen. Wir sehen, daß diese Frage die entscheidende Frage bei den Parteien und Wahlen ist. Können wir zweifeln, auf welche Seite wir uns stellen müssen?

Die „Atlantis“ hat denn auch immer den Kampf gegen die Sklaverei und ihre Ausbreitung als ihre hauptsächlichste Aufgabe in Betreff der amerikanischen Politik betrachtet, und glaubt, kein Wort zur Vertheidigung dieser Stellung mehr nothwendig zu haben.

Was den Standpunkt der Parteien anbetrifft, so wissen wir nur, daß wir der sogenannten demokratischen Partei nicht angehören können, weil uns die Geschichte derselben zeigt, daß sie seit Jahren und besonders seit der Wahl von Franklin Pierce es sich zur Hauptaufgabe gemacht hat, die südliche Sklavokratie zu unterstützen, die Sklaverei auszubreiten und zu einem nationalen Institute zu machen. Wir halten den Charakter und die Bestrebungen der demokratischen Partei durch die lebhafte Unterstützung, die sie der Nebraskabill gab, für hinreichend definirt und keinem weiteren Zweifel unterworfen. Wir hoffen daher nicht mehr auf eine Reform dieser Partei, welche Aussicht uns nichts, als eine leere, heuchlerische Vorspiegelung scheint, mit der die Drahtzieher der Partei die unentschiedenen Leute an sich ziehen wollen.

In Bezug auf die der Demokratie entgegenstehende Partei, die „Republikaner", ist unser Standpunkt ein vollständig unabhängiger, indem wir die hauptsächlichsten Prinzipien und Bestrebungen dieser Partei vollständig billigen und, wo wir können, unterstützen, aber glauben, daß die Art und Weise der Zusammensetzung dieser Partei nicht geeignet sei, ein unbedingtes Vertrauen einzuflößen. Die Sache ist noch im Werden und in der Schwebe; man kann noch von keiner festorganisirten Partei des Nordens und einer Anti-Sklaverei-Partei sprechen. Unsere Pflicht ist es, an der Bildung einer solchen Partei nach allen Kräften mitzuwirken, und wir finden unter den Republikanern neben vielen zweifelhaften und manchen entschieden schlechten Elementen die Mehrzahl als Freunde der Freiheit und der Reform. Hoffentlich wird die naturgemäße Scheidung der guten von den schlechten Elementen schon bald, vielleicht schon im nächsten Congreß, vor sich gehen.

Unter allen diesen politischen Verwirrungen und Bestrebungen wird es sich die „Atlantis", gleich manchen andern freisinnigen politischen Blättern, zur Pflicht machen, eine unabhängige und liberale Ansicht unter der deutsch-amerikanischen Bevölkerung zu verbreiten, eine Ansicht, die der heimischen Bildung gemäß ist, und zu diesem Zwecke wollen wir uns mehr an die Erkenntniß, wie an die Leidenschaften des Volkes wenden.

Die politischen Fragen mögen für den Augenblick noch so langweilig und widerwärtig sein; wir können uns denselben nicht entziehen; sie umgeben uns, wie die atmosphärische Luft, wie das Licht, und wir können kaum einen Gegenstand von Interesse berühren, der uns nicht direkt in das Gebiet der Politik führt. Alle Fragen der Erziehung, der Moral, der Civilisation, ja sogar der Kunst und Wissenschaft haben in diesem Jahrhundert eine politische Seite und hängen von den politischen Zuständen ab. Wenn wir also oft genöthigt sind, politische Fragen zu berühren, so werden wir dies doch niemals von einem sektionellen Parteistandpunkte,

sondern vom allgemein menschlichen Standpunkte aus thun, wo wir erkennen, daß Alles, was die Menschheit interessirt, auch unser persönliches Interesse ist. Dies sehen wir besonders im gegenwärtigen Momente ein, wo die Rechte der Adoptivbürger im Lager der demokratischen, wie der republikanischen Partei erbitterte und gefährliche Gegner haben, die wir mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln, d. i. durch Aufklärung, Bildung und Freisinnigkeit, bekämpfen müssen.

Die Politik geht keine besondere Bahn, sondern läuft parallel mit den großen Fragen der Wissenschaft und Civilisation, mit der allgemeinen Weltanschauung des Jahrhunderts, von welcher dieselbe nur ein Abdruck und eine Erscheinung ist. Das Streben nach individueller Willkür, nach einer bis zur Anarchie ausgedehnten Selbstherrschaft, nach Herrschaft des Stärkeren und Unterdrückung des Schwächeren, welches sich überall in der amerikanischen Politik geltend macht, nicht nur in der Squattersouveränität der Nebraskabill, nicht nur in den Raubzügen der Flibustier in Central-Amerika, sondern auch in den nativistischen Bestrebungen: dieses Streben hat einen allgemeinen Hintergrund in dem ganzen Charakter dieses Jahrhunderts, und in der Uebergangsstufe, auf welcher die Menschheit sich befindet. Nachdem die Banden der Religion durch die Aufklärung gelockert, nachdem Kasten, Zünfte u. dgl. mittelalterliche Schranken gebrochen sind, nachdem selbst der Verband der Nationen sich durch den Dampf und die steigende Civilisation zum Weltverkehr erweitert hat: ist die menschliche Gesellschaft fast in Atome zersplittert; Jeder lebt für sich und geht seinen eigenen Neigungen und Geschäften nach, so daß nicht mit Unrecht ein französischer Sozialist die jetzige bürgerliche Gesellschaft als einen „Krieg Aller gegen Alle" erklären konnte. Dies ist eine Uebergangszeit, deren Nothwendigkeit wir nicht verkennen. Die alten Formen der menschlichen Gesellschaft waren zu eng für ihr Streben und ihre Entwickelung, und mußten zerbrochen werden. Nun aber bröckelt die ganze Gesellschaft, gleich einer verwitterten Ruine, auseinander, und die Herrschaft egoistischer und rein materieller Interessen, die Herrschaft des allmächtigen Dollars, beginnt. Der Dollar regiert mit viel größerer Gewalt, als früher Kaiser und Pabst, weil Jeder nur im Dollar Schutz und Garantie für seine persönliche Sicherheit, und die Mittel findet, seine Bedürfnisse und Leidenschaften zu befriedigen, seinem Ehrgeize zu genügen &c. Selbst die Ideen und Wissenschaften beugen sich unter diese allgemeine Tendenz der Zeit; es werden heutzutage vorzugsweise solche Wissenschaften getrieben, welche den materiellen Interessen dienen. Aller ideale Gehalt scheint aus der Welt zu verschwinden; selbst die Wissenschaft scheint den Idealismus aufzugeben. Ein einseitiger Materialismus oder vielmehr eine falsche, bornirte Auffassung des Materialismus, welche in der W·n-

schaft um sich greift, paßt allzugut zu dem materiellen Charakter der Zeit, als daß derselbe nicht eine Zeitlang die Herrschaft über die öffentliche Meinung gewinnen sollte. Die „Atlantis" hat gegen diesen einseitigen Materialismus angekämpft, und da konnte es nicht fehlen, daß sie von den Priestern der neuen Orthodoxie des Materialismus mit dem Bannfluche belegt wurde. Aber auch diese Bannstrahlen zünden heute nicht mehr. Wir haben noch nie die Nothwendigkeit eingesehen, zwischen dem verhimmelten Idealismus der Vergangenheit und jenem Materialismus, welcher den Geist gleich Null setzt, zu wählen, und lassen uns ein solches Entweder — Oder von keinem Menschen diktiren. Wir glauben gerade, daß der Materialismus eine ideelle Seite an sich hat, die viel idealer ist, als alle religiöse Vergangenheit, und müssen gerade auf diese ideale Seite um so mehr Gewicht legen, je mehr der einseitige Materialismus im Leben um sich greift, und die Massen brutalisirt. Er paßt so herrlich zu der ganzen Wirthschaft der heutigen Zeit, daß der Mensch die letzte Quelle seiner Gedanken im Magen findet. Wir geben gewiß gerne zu, und haben immer zugegeben, daß ohne Materie kein Geist ist, daß ohne die körperliche Organisation, ohne eine bestimmte, normale Organisation des Gehirnes ꝛc. kein Denkprozeß möglich sei, aber da man uns aus dieser körperlichen Organisation den Denkprozeß nicht entwickeln kann, — und auch noch keine Hoffnung gegeben ist, um dies in Zukunft thun zu können, — so wissen wir überhaupt nicht, was diese ganze Theorie des Materialismus mit dem Denkprozeß zu thun hat. Welche ungeheuere Fortschritte auch die Naturwissenschaften seit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts gemacht, und wie überaus vortheilhaft sie auf die Entwickelung der Ideen eingewirkt haben: eins ist ihnen nicht gelungen: vor dem Selbstbewußtsein des Menschen stehen sie noch ebenso rathlos da, wie zu den Zeiten des Aristoteles. Die Einwirkungen äußerer Gegenstände auf die Sinne sind nachweisbar; aber die Sinneseindrücke sind auch die letzten Gebiete, die man mit den Sinnen erkennen kann, die also der Beobachtungswissenschaft angehören. Sinneseindrücke mag man durch die Sinne erkennen, aber zur Erkenntniß der Gedanken gehören Gedanken; die Gedanken freilich mögen nur eine weitere Fortsetzung oder höhere Entwickelung der Sinneseindrücke sein, aber wir können den Weg dieser Entwickelung nicht verfolgen. Den Prozeß des Denkens kann man nur aus seinen Resultaten erkennen. Wenn wir den Gedankengang und die geistige Entwickelung eines Shakespeare, Göthe u.s.w. erkennen wollen, so wenden wir uns an seine Werke, und studiren dieselben. Aus diesem Studium wird uns die geistige Entwickelung solcher Männer, welche überhaupt eine consequente und normale Entwickelung gehabt haben, in ihrer ganzen Nothwendigkeit und Regelmäßigkeit klar,

— wenigstens klarer, wie aus einer Betrachtung des Schädels oder einem Studium des Kuchenzettels. Es ist ja überhaupt das Resultat der neueren Wissenschaft und namentlich der Naturwissenschaften, daß man das Wesen der Dinge aus den Erscheinungen derselben erkennt; warum soll man sich nicht damit begnügen, das Wesen des menschlichen Geistes aus den Erscheinungen desselben zu erklären? Namentlich dann, wenn man dasselbe mit dem Mikroskop und der Wage nicht erklären kann. — Ebenso, wie der Naturforscher durch Beobachtung der Naturereignisse die Gesetze der Natur erforscht, sucht der Philosoph durch Beobachtung des menschlichen Denkens und durch das Studium der Erscheinungen desselben das Wesen des menschlichen Geistes zu erfassen. Dies ist die einzige Methode, vermittelst welcher man die Frage vom Geiste so beurtheilen kann, daß wirklich noch Geist übrig bleibt, und wer diese Methode nicht anwenden will, der mag freilich den Geist gleich Null schätzen.

Wir haben es für unsere Aufgabe gehalten, auch in dieser Frage die ideale Seite zu vertreten, und denken, damit weder eine Einseitigkeit, noch einen Rückschritt begangen zu haben. Wir geben dem Materialismus, sowohl dem wissenschaftlichen, wie dem praktischen, alles Recht, aber auch nicht mehr wie dieses, und können einzelne paradoxe Aussprüche, mit denen die großen Naturforscher, ein Vogt, Moleschott u.s.w. sich über den Geist äußerten, und die in ihrer ursprünglichen Bedeutung und Verbindung vielleicht als gerechtfertigt erscheinen, nicht als die Bibelsprüche des modernen, absoluten Dogma's erkennen. Jedes Ding hat sein eigenes Maß, womit es gemessen, sein eigenes Kennzeichen, woran es erkannt wird. Der Künstler nimmt das Maß zur Beurtheilung eines Kunstwerkes aus den Werken der Künstler, der Historiker beurtheilt ein vergangenes Jahrhundert nach den Anschauungen, Sitten und Gebräuchen, die in diesem Jahrhundert herrschten; der Chemiker wendet chemische Stoffe zur Analyse chemischer Stoffe an; und so ist es auch nöthig, Geist zur Beurtheilung des Geistes mitzubringen. Darauf am Ende beschränkt sich die ganze Frage.

Ueberhaupt scheint es uns, den Bestrebungen und Anschauungen des Jahrhunderts gegenüber, nicht überflüssig, die ideale Seite des Lebens, die Selbstständigkeit und Autonomie des menschlichen Geistes, die Spontanität des Gedankens zu vertheidigen, da wir wirklich im praktischen Leben wenig mehr von Idealität und von der Selbstständigkeit des Geistes finden. Ueberall regieren materielle Interessen und despotische Vorurtheile, und namentlich in Amerika. Wo die Herrschaft des Dollars aufhört, fängt die des Aberglaubens an, der sich nicht nur auf das Gebiet der Religion beschränkt, sondern auch in den Sphären der Wissenschaft seine blinden Nachbeter hat, von denen es heute noch heißt: in verba

jurare magistri, (Auf die Worte des Meisters schwören). Die Folgen sehen wir davon. Ueberall Verfall des öffentlichen Lebens, des republikanischen Sinnes, Rückgang der Politik, Zerrüttung der socialen Verhältnisse, Demoralisation der öffentlichen Meinung, Zunahme der Corruption und all das massenhafte Elend, mit dem dies Jahrhundert überhäuft ist. Da ist es nothwendig, an die Autonomie, die Selbstständigkeit des menschlichen Geistes zu erinnern, an die Ideale der Kunst und an die Lehren der Philosophen, um den Menschen zu dem Bewußtsein seiner eigenen Würde zurückzubringen. „Der Mensch ist frei und wär' er in Ketten geboren", dieses Wort unseres Schiller hat uns noch immer besser gefallen, als die Lehre der Materialisten, die sagen, daß der Mensch nur das willenlose, unselbstständige Produkt der ihn umgebenden Verhältnisse sei. Die Geschichte zeigt, daß ebenso sehr, wie der Mensch von der Natur und den Verhältnissen abhängig ist, er auch die Kraft hat, die Natur und die Verhältnisse bis zu einem gewissen Grade nach seinem freien Willen umzugestalten, und diese Fähigkeit hat ihn zum Herrn des Erdballs gemacht. Diese Kraft zu leugnen, heißt, alle Vernunft der Menschheit überhaupt leugnen. Gerade in diesem Jahrhundert muß sich diese Kraft überall bethätigen, damit auf den Trümmern der Vergangenheit der Menschengeist sich eine freie, ideale Zukunft baue.

———o0o———

Der moralische Werth des Unsterblichkeitsglaubens.

In unserer Zeit werden die Grundlagen der religiösen Weltanschauung durch die vereinigten Anstrengungen der Philosophie und Naturwissenschaft aufgehoben, und die Vernunft tritt in ihre so lange verweigerten und geschmälerten Rechte. Gleichwohl sehen wir keinen deutlichen und offenbaren Fortschritt in der Sittlichkeit und in dem Glücke der Völker; im Gegentheil, die ganze Welt scheint gegenwärtig in Barbarei und Elend zu versinken. Dieses sonderbare Zusammentreffen, das freilich kein Zusammentreffen von Ursache und Wirkung ist, sondern von andern Verhältnissen abhängt, giebt nur nicht nur den Pfaffen und Zeloten Anlaß, ihre Bußpredigten anzustimmen, sondern selbst die sogenannten aufgeklärten und gebildeten Leute schütteln zweifelnd und ängstlich den Kopf, und meinen, daß die Sache ein schlimmes Ende nehmen würde.

Man findet viele Leute, die durchaus Gegner des Pfaffenthums oder irgend einer positiven Religion sind, die niemals in die Kirche gehen, die nicht das Abendmahl nehmen und ihre Kinder nicht taufen lassen, und die dennoch vor der neuen atheistischen Weltordnung erschrecken. Sie glauben selbst nichts, aber entsetzen sich vor dem Unglauben. Sie halten den Glauben nicht aus Ueberzeugung für wahr, sondern für nothwendig aus Interesse. Sie betrachten die Religion nicht als ein Dogma, oder eine Offenbarung, oder ein heiliges Geheimniß, oder eine Sache des Gemüthes, sondern als Moral, als Mittel, den Menschen gewissenhaft, tugendhaft und bescheiden zu machen. Wir sprechen hier nicht von den Tyrannen und Aristokraten Europa's, welche die Religion und das Kirchenthum zur Knechtung und Ausbeutung ihrer Völker benutzen, — wir haben auch nicht jene Amerikaner im Auge, welche die Religion dazu benutzen, um Geschäfte zu machen, Kunden anzulocken, Kredit zu gewinnen u. s. w.; — nein, wir denken an die Menge braver und aufrichtiger Leute, welche von der Vortrefflichkeit der Moral des Christenthums überzeugt sind, und es im Interesse der allgemeinen Moral bedauern, daß das Christenthum antiquirt wird. Die Klasse dieser Leute ist namentlich unter dem Mittelstande zahlreicher, als man glaubt. Zwei Sachen sind es gewöhnlich, welche diese Leute sich und Andern nicht nehmen lassen wollen, den Gottesglauben und den Glauben an Unsterblichkeit, die einzige Reste von Religion, die der eigentliche Protestantismus heute noch aufzuweisen hat. Man vertheidigt diese beiden Sachen nicht eigentlich deshalb, weil man von der Wahrheit derselben überzeugt ist, — denn diese Wahrheit kann nie nachgewiesen werden, — sondern weil man sie für eine nothwendige Bedingung der allgemeinen Moralität und eines geordneten Gesellschaftszustandes hält. Und weil wir diese Ansicht speziell widerlegen wollen, so haben wir nicht die Frage von der objektiven Existenz von Gott und Unsterblichkeit zu beantworten, nicht den metaphysischen und naturwissenschaftlichen Theil der Untersuchung vorzunehmen, sondern nur den moralischen. Da nun der Unsterblichkeitsglauben die Basis der ganzen christlichen Moral ist, so wollen wir speziell den moralischen Werth dieses Unsterblichkeitsglaubens untersuchen.

Der Glaube an Unsterblichkeit, sagen die Christen, ist im Interesse der absoluten Gerechtigkeit nothwendig, denn gäbe es kein ewiges Leben, so blieben die vielen ungerechten Handlungen, welche von den Menschen begangen werden, unbestraft, die guten Thaten unbelohnt, und dies wäre ein Verhältniß, welches durchaus alles Rechtsgefühl in der Menschheit ersticken würde. Denn von dem Schicksal gedrückten, mißhandelten Menschen, dem Sklaven, dem Fabrikarbeiter, der sein ganzes Leben dazu verwendet, im Schweiße seines Angesichtes dem Herren die Mittel zur

Wollust und zum Luxus zu verschaffen, bleibt keine andere Aussicht übrig, als die Hoffnung auf eine jenseitige Vergeltung. Jahrtausende hat man dies den unterdrückten Klassen der menschlichen Gesellschaft vorgesprochen; Jahrtausende hat man die ewige Gerechtigkeit und das jüngste Gericht angerufen, — und was ist in dieser Zeit für die Gerechtigkeit geschehen? Diese Hoffnung auf Unsterblichkeit war die treueste Verbündete jeglicher Art von Unterdrückung und Knechtschaft; sie lehrte dulden, wo es galt, sich zu vertheidigen; sie lehrte schweigen, wo man kämpfen mußte. Was wird aus der Menschheit werden, wenn diese Hoffnung aus den Massen verschwindet? Sie werden nicht mehr gutmüthig für die Hoffnungen des Himmels die Leiden der Erde hinnehmen; sie werden die ewige Gerechtigkeit selbst in die Hand nehmen; sie werden selbst die Nemesis spielen und das jüngste Gericht eröffnen. Es ist in der Tat nichts mehr im Stande, dem Menschengeschlechte Thatkraft, Energie, Muth zu geben, seine Kräfte zu entwickeln, seine Thätigkeit anzuspornen, als die Hoffnung auf den Himmel wegzunehmen, welche ein gar bequemes Ruhekissen ist, auf welchem die Menschheit die Jahre ihrer Kraft und Mannheit verträume. Die jenseitige Gerechtigkeit hat sich immer im Laufe der Welt herausgestellt als eine diesseitige Ungerechtigkeit; es wird deshalb niemals in der Welt Gerechtigkeit herrschen und ein lebhaftes Rechtsgefühl die Völker beseelen, wenn nicht alle Hoffnung auf jenseitige Vergeltung wegfällt, wenn die Menschen die Nothwendigkeit nicht einsehen, sich selbst Recht zu verschaffen.

Die Gerechtigkeit besteht übrigens in nichts Anderem, als in der nothwendigen und naturgemäßen Verbindung von Ursachen und Folgen. Jede Handlung richtet sich selbst, nemlich in ihren Resultaten, und es ist gar keine jenseitige Gerechtigkeit nothwendig. Der Dichter hat Recht, wenn er sagt: „Und iede Schuld rächt sich auf Erden". Wenn wir den Betrüger, den Räuber, den Mörder, den König mitten im Uebermaße der Schwelgerei und Verschwendung sehen, wissen wir, von welchen Foltern, Befürchtungen, schrecklichen Träumen u. s. w. er gequält wird? In dem bescheidenen Leben der Landleute und Arbeiter kommen oft Scenen des größten Glückes vor. Wir kommen immer wieder auf unsere alte Theorie zurück, daß die Summe der Glückseligkeit bei allen Menschen dieselbe sei; Glück und Unglück halten sich im Leben jedes Menschen die Wage; je höher die eine Schaale steigt, desto tiefer sinkt die andere; dann steigt die zweite und die erste sinkt, bis daß endlich die Wage stille steht. Es hat Niemand Gerechtigkeit zu fordern, der sich nicht selbst Gerechtigkeit giebt. Jeder Mensch ist der Maaßstab seines eigenen Werthes; er ist das, was er aus sich macht, und ist allein fur sein Leben verantwortlich. Diese persönliche, individuelle Selbstverantwortlichkeit ist die beste Moral; sie steht in direktem Gegensatze zu der

jenseitigen Vergeltung und zur christlichen Moral; sie ist die Basis jeglicher Tugend. Wenn die Menschheit einmal das allgemeine Bewußtsein dieser Selbstverantwortlichkeit gewinnt, wenn die Massen erkennen, daß sie für sich selbst, ihr eigenes Leben, ihr Glück und Unglück nur sich selbst verantwortlich machen dürfen, dann wird Jeder strenge mit sich verfahren; dann wird die laxe Moral der Gnade und Buße wegfallen.

Die gemeinsten Motive, welche überhaupt menschlichen Handlungen zu Grunde liegen können, Hoffnung auf Belohnung, Furcht vor Strafe, bilden die wesentlichsten Elemente des Unsterblichkeitsglaubens. Der Sklave, der durch die Peitsche seines Herrn zur Arbeit angetrieben wird, der Mörder, den die Hoffnung auf Gewinn zum Morde reizt, — handeln sie nicht ganz aus denselben Motiven, wie der Christ, der im Himmel Lohn für seine guten Thaten erwartet und sich vor den Schrecknissen einer ewigen Verdammniß fürchtet? Das ist niemals eine edle, gute That, die in Absicht auf den Lohn begangen wird, ob nun dieser Lohn in klingender Münze, oder in Anweisungen auf den Himmel besteht. Die Abschreckungstheorie, welche in den Fabeln von der Hölle liegt, erfüllt ebenso wenig hier ihren Zweck, wie überall sonst; ebenso wenig, wie die Todesstrafe den Mörder von der blutigen That zurückschreckt, hält der Gedanke an die Hölle den Sünder von der Sünde ab. Und wenn dies auch der Fall wäre, was wäre damit gewonnen? Ist derjenige vielleicht ein edler und guter Mensch, der deßhalb keine Schandthaten begeht, weil er Strafe dafür fürchtet. Ein solcher Mensch unterscheidet sich von dem eigentlichen Verbrecher nur dadurch, daß er die Feigheit mit der Schlechtigkeit verbindet Eine Moral, welche sich auf den gemeinsten Egoismus der Menschen stützt, auf Hoffnung, auf Belohnung, u. Furcht vor Strafe, ist gewiß nicht im Stande, das Menschengeschlecht zu veredeln und zu verbessern; man kann wohl sagen, daß die Menschen selbst trotz aller ihrer Mängel und Unvollkommenheiten besser sind, wie diese Moral.

Das Motiv zum Guten liegt im Menschen selbst, niemals in der Aussicht auf Belohnung oder in der Furcht vor Strafe. Der gute, edle Mensch kann deshalb keine Schlechtigkeiten und Gemeinheiten begehen, weil dies seiner ganzen Natur widerstrebt; es ist für ihn unmöglich, sich so sehr seiner Persönlichkeit zu entäußern, um sich zu einer Schlechtigkeit zu entschließen. Und jeder Mensch, bei dem keine körperlichen Abnormitäten vorwalten und der eine gute Erziehung genossen hat, besitzt diese Natur zum Guten. Ja, der Mensch ist zum Guten und Edlen bestimmt, dies beweist er selbst nach einer tausendjährigen Herrschaft der verderbten und widersinnigen Moral des Christenthums.

Der berühmte Philosoph K a n t spricht von dem „kategorischen Imperativ", der in der Brust des Menschen liege; damit will er ungefähr sagen, daß in der Natur des Menschen die bestimmte Aufforderung

zum Guten enthalten sei. Wie hoch steht dieser Philosoph über die ganze Schaar der Frommen, die dem Menschen jede Tugend, jede gute Eigenschaft aus eigener Kraft verbieten! Führwahr, manche Punkte der christlichen Moral sind das größte Pasquill, welches jemals gegen die Menschen geschrieben ist.

Aus der christlichen Moral kann niemals eine positive Tugend entstehen; das höchste, was sie hervorbringen kann, ist Enthaltung von Verbrechen und Lastern. Eine solche negative Wirkung aber ist unsicher und zufällig. Jeden Augenblick kommt daher auch das christliche Bewußtsein, das ja keinen Halt in sich selbst und der menschlichen Natur hat, zum Falle; das ganze Christenthum, von seinen großen historischen Erscheinungen, dem Pabstthum und der Hierarchie an bis zu dem kleinsten Beichtstuhle in einer katholischen Kirche oder zu der Kanzel eines Methodistenpfaffen herab, ist nichts, wie ein großes Sündenregister der Menschheit; ja, ohne den Begriff der Sünde ist das Christenthum, die christliche Moral und der christliche Himmel gar nicht zu denken.

Hegel nennt die Tugend die Praxis der Idee. Die Idee aber ist des Menschen innerstes Sein, die Summe seiner Gedanken. Tugend also ist die thatsächliche Uebereinstimmung des Menschen mit seinen Gedanken. Tugend ist Treue gegen sich selbst, die innere Consequenz und Wahrheit des Menschen. Diese Eigenschaft hat keinen Unsterblichkeitsglauben und keine Abhängigkeit von Gott (religio) nothwendig. In ihr besteht die Freiheit des Menschen. Denn indem der Mensch im Leben nichts Anderes darstellt, als sein eigenes Selbst und seine eigene Ueberzeugung, hat er keinem andern Gesetz zu folgen, als dem Gesetze in seiner Brust. Wenn Jemand dies Gesetz verläßt, wenn er seinen Ueberzeugungen untreu wird, dann begeht er das größte Verbrechen an sich selbst, einen Hochverrath an seiner eigenen Majestät und Souveränität. Die Moral der Zukunft wird kein größeres und kaum ein anderes Verbrechen, als dieses, kennen, und diese Moral wird ganz andere Resultate liefern, als die Moral der ewigen Höllenstrafen.

Wir sehen, daß durch die Abschaffung des Glaubens an die Unsterblichkeit der Mensch an innerer Kräftigkeit und Gediegenheit, an Selbstständigkeit und Aufrichtigkeit, überhaupt an moralischem Werthe nothwendig zunehmen muß. Er ist dann sein eigener Richter, und diesem Richter kann man nichts verdrehen und verschweigen; je mehr der Mensch auf sich selbst hält, je höher er seine Ansprüche an das Glück richtet, desto mehr wird er sich vor Inconsequenzen und Verirrungen hüten, desto aufmerksamer wird er auf sein eigenes geistiges Wohlbefinden werden.

Und dann liegt in der Einsicht in die Vergänglichkeit der Zeit und unseres Lebens eine permanente, immer auf's Neue reizende Anregung zur Thätigkeit, welche den Werth unseres Lebens bedeutend erhöhen

wird. Wir wissen, daß uns nur eine kurze Spanne Zeit zugemessen ist, und müssen die einzelnen flüchtig verschwindenden Momente sorgsam benutzen, damit unser Leben doch etwas Werth und Bedeutung gewinne. Erst wenn wir den Tod erkennen, den unerbittlichen, gewinnt das Leben seinen Reiz. Erst als Egmont sich vollständig verloren wußte, empfand er den Reiz der „süßen Gewohnheit des Daseins". Auch wir müssen wissen, daß wir verloren sind, daß mit dem Bestehen unseres körperlichen Organismus auch unser Leben, unser Geist, unser Wirken aufhört, um die ganze Bedeutung der dahin schwindenden Tage zu begreifen. Wie manches Glück hätten wir den schnell dahin fliegenden Momenten unseres Lebens schon abpressen können, hätten wir uns immer an die Vergänglichkeit der Zeit und unserer selbst recht lebhaft erinnert. Aber dem Zaudernden flog schnell wie der Wind die Gelegenheit zum Glücke weg. So geht es im Ganzen und Großen den religiösen Menschen; sie lassen das wirkliche Leben ungenützt und ungenossen vorübergehen, bis daß die kurze Spanne Zeit, die ihnen zugemessen ist, zu Ende ist.

Wenn man in irgend einer Beziehung den Unsterblichkeitsglauben für wohlthätig und hülfreich halten kann, so ist es in Bezug auf das Wiedersehen der Todten. Wir können nicht leugnen, daß dies ein „holder, freundlicher Gedanke" ist, von dem die Trennung schwer wird. Wie mancher Vater steht am Grabe seines Kindes, wie mancher Mann am Sarge der Geliebten, dem dieser Gedanke der einzige Trost, die einzige Rettung ist, und der das Leben nicht mehr ertragen könnte, ohne diesen Gedanken. Sollen wir so grausam sein, den Leidenden und Unglücklichen diesen Trost zu nehmen? Sollen wir die einzige Blume knicken, die am Rande offener Gräber blüht? Wir gestehen, daß es hart und unbequem ist, diese Frage zu bejahen.

Aber abgesehen davon, daß die Vernunft und Wissenschaft zur Bejahung dieser Frage uns zwingt, denken wir auch, daß die Verhältnisse der Liebe und Pietät im Leben viel inniger, herzlicher und lebendiger werden, sobald wir wissen, daß wir nur für kurze Zeit für einander leben, und daß wir den Theuren die Liebe, welche wir ihnen heute zu erzeigen Gelegenheit haben, vielleicht morgen nicht mehr erzeigen können. Niemals sind die Empfindungen der Liebe und Freundschaft so innig und lebhaft, wie kurz vor dem Scheiden, und in dieser Lage befinden wir uns stets, sobald wir wissen, daß der Tod eine absolute Trennung von den Lieben nach sich zieht. Wir werden gewiß unsere Pflicht denen gegenüber, die uns lieb sind, gewissenhafter und aufmerksamer erfüllen, wenn wir daran denken, daß wir nur eine kurze Spanne Zeit dazu Gelegenheit haben, als wenn uns eine Ewigkeit offen steht. Unsere Empfindungen und Leidenschaften werden Intensivität und Stärke bekommen; man [kan]n ja ein Jahrhundert in einem Momente durchleben. Und dann, —

bleibt die Liebe und Freundschaft nicht immer lebendig? Haben wir iemals in unserm Leben einen edlen Mensch Freund geenannt, dessen Bild uns nicht immer zur Seite stände? Hat die Erinnerung an die Geliebten sich nicht so sehr mit unserm eigenen Wesen verschmolzen, daß dieselbe einen Theil unseres Selbstbewußtseins bildet? Wozu hätten wir denn nothwendig, auf eine ienseitige Wiedervereinigung zu warten?

Gewiß, wir werden das Leben in allen seinen Verhältnissen kräftiger, entschiedener, würdiger auffassen, wenn wir wissen, daß es auf eine verhältnißmäßig kurze Spanne Zeit beschränkt ist, die uns aber doch erlaubt, dasselbe nach unsern Kräften zu verwerthen und zu genießen.

Ein thätiger, nützlicher, vernünftiger Mensch wird sich auch mit dem Gedanken der individuellen Vernichtung zufrieden geben können, aber diejenigen, welche an ein ewiges Leben glauben, sind meistentheils kaum fähig, ihr hiesiges Leben gehörig zu benutzen; diejenigen, welche die Unsterblichkeit des Geistes nicht fahren lassen wollen, zeigen oft nicht einmal einen sterblichen Geist.

Wer übrigens den Gottesglauben und die Unsterblichkeit nicht fahren lassen kann, der ist dem ganzen Pfaffenthum mit allen seinen Consequenzen verfallen, der mag auch füglich an das Fegfeuer der katholischen Kirche glauben. Wieland sagte einmal, diese beiden Grundsäulen müßten von dem religiösen Gebäude stehen bleiben; da meinte der boshafte Lessing: „wenn Wieland diese beide Grundsäulen haben will, wird er bald die ganze Colonnade bekommen."

Uebrigens ist die Idee der Unsterblichkeit, sobald sie nicht religiös verstanden wird, eine durchaus vernünftige und durch die Wissenschaft begründete. Was schon Spinoza in seiner Ethik entwickelte, das hat die neuere Naturwissenschaft mit dem Mikroskop und der Waage bewiesen, die Unsterblichkeit der Substanz. So lange unser Erdball sich dreht, ist die Substanz immer dieselbe, — höchstens den Zuwachs, der durch die Aerolithen hervorgebracht wird, ausgenommen, — und welchen Veränderungen auch die Materie unterworfen ist, welche verschiedene Formen sie auch annehmen mag, sie besteht immer aus denselben Elementen und Atomen. In der Chemie gibt es keinen Tod; sobald ein lebendiger Organismus sich auflöst, suchen die auseinander fallenden Substanzen neue Verbindungen, und gestalten sich zu neuen Körpern. Die Feuersbrunst mag eine große Stadt verheeren, es ist noch kein Gran der ganzen verbrannten Masse verloren gegangen, sondern Alles in Gasen, Asche u. dgl. aufbewahrt. Es ist das Verdienst dieses Jahrhunderts, den „Kreislauf des Lebens" entdeckt zu haben, den immer sich wiederholenden Prozeß von Oxydation und Desoxydation, vermittelst dessen die Materie durch die verschiedensten Verwandlungen wieder in ihre alte Form zurückkommt.

Man kann die auffallendsten Beispiele wählen, um diesen Kreislauf des Lebens und diese Ewigkeit der Substanz anschaulich zu machen. Schon lange vor Moleschott fragte unser Schiller: „Dachtest Du je, daß dieses unendliche Rund das Grabmal Deiner Ahnen ist, daß Dir die Winde, die Dir die Wohlgerüche der Linden herunterbringen, vielleicht die zerstobene Kraft des Arminius in die Nase bringen, daß Du in der erfrischenden Quelle vielleicht die zermalmten Gebeine unserer großen Heinriche kostest?" (Spaziergang unter den Linden.)

Nicht nur die Substanz, auch der Geist ist in seinen Resultaten unsterblich. Jeder richtige Gedanke, jede nützliche Erfindung, jede wissenschaftliche Forschung ist unsterblich; nicht nur das erhabene Genie des Dichters, nicht nur die großen Gedanken der Philosophen, nein die kleinste Leistung des menschlichen Verstandes ist in den spätern Leistungen der Menschheit aufbewahrt, und bildet das Material zu späteren Forschungen. Nicht nur Aristoteles und Plato leben in der Nachwelt fort; nein, der unbekannteste Denker der Vorzeit, dessen Name nicht einmal auf uns gekommen ist, dessen Werke nicht erhalten sind, ist in dem Einflusse, den er auf seine Mitmenschen gehabt hat, uns erhalten. Die Kunstwerke der alten Pelasger, Tusker, Etrurer z. B. sind verschwunden, aber der Einfluß, den sie auf die hellenische Kunst gehabt haben, ist noch heute lebendig und wirkt noch auf die lebenden Künstler fort. Grade so, wie kein Atom der Substanz zu Grunde geht, geht auch nicht der kleinste Gedanke des Menschen verloren; Ideen erzeugen sich aus Ideen, Forschungen aus Forschungen, und in dieser langen Kette der geistigen Metamorphosen ist kein Glied überflüssig. Man muß nicht glauben, daß nur diejenigen Menschen, die einen berühmten, unsterblichen Namen hinterlassen haben, in der Nachwelt fortwirken; auch die Menschen, welche niemals in dem Buch der Weltgeschichte eingeschrieben sind, haben, wenn sie irgend Etwas geleistet haben, zu dem Aufbau der gegenwärtigen Civilisation beigetragen, und das Resultat ihrer Thätigkeit ist noch heute vorhanden. Es ist niemals in der Welt ein gutes Wort umsonst gesprochen, ein guter Gedanke umsonst gedacht, eine wichtige Beobachtung vergeblich gemacht worden. Wenn wir auch die jedesmalige Wirkung jeder einzelnen Ursache nicht speziell nachweisen können, so ist sie deßhalb doch vorhanden, ebenso, wie die Bestandtheile eines Hauses nach der Feuersbrunst in den Gasen u.s.w. enthalten sind, die wir auch nicht auffangen können. Nehmen wir z. B. einen Menschen, wie Göthe oder Shakespeare an, — wie viele tausend Menschen und Gedanken haben an der Bildung eines solchen Genies mitgearbeitet, Menschen, deren Namen längst vielleicht mit Vergessenheit überdeckt sind. Nehmen wir eine Dampfmaschine: sie stellt uns das Resultat der Gedanken, Beobachtungen und Erfindungen von tausend und er tausend Menschen dar, deren Namen vielleicht niemals an unser

Ohr geklungen ist, die aber in dieser Maschine ein unsterbliches Resultat hinterlassen haben. Die ganze gegenwärtige Bildung und Weltanschauung ist das Produkt der geistigen Arbeit aller Denker von Thales und Xenophanes bis auf unsere Zeiten, und jede Arbeit, welche das gegenwärtige Jahrhundert leistet, ist ein Stein zum Baue der Zukunft.

Die Unsterblichkeit der Ideen und Gedanken ist übrigens anderer Art, wie die Unsterblichkeit der Substanz. Das Leben der Substanz ist ein ewiger Kreislauf, der sich immer wiederholt, und immer auf die alten Formen und Bildungen zurückkommt. Das Leben der Idee besteht aber nicht in dieser ermüdenden und resultatlosen Wiederholung, in dem ununterbrochen Kreislaufe, sondern in einer Entwickelung, welche immer neue Bildungen und Formen des Geistes produzirt. Die Resultate der vergangenen Periode bilden den Anfang einer neuen Periode, der aus frühern Beobachtungen gewonnene Schluß die Voraussetzung eines weiteren Schlusses. Während das Leben der Natur einen einfachen Kreis beschreibt, dessen Ende immer wieder in den Anfang zurückläuft, bildet das Leben des Geistes eine Reihe von Kreisen, von denen einer aus dem andern entsteht, so daß jeder eine Fortsetzung des vorigen bildet: So folgten sich die Kreise des orientalischen, griechischen, römischen, mittelalterlichen Lebens; jede neue Periode verarbeitet die Resultate früherer Perioden zu neuen Zuständen; da ist keine Wiederholung, nur Fortschritt, und selbst der scheinbare Rückgang ist nur ein Stadium der Entwickelung. Die unendliche Perfektabilität des menschlichen Geistes läßt immer neue und vollkommnere Bildungen entstehen; in den Künsten, den Wissenschaften, der Politik, den Gewerben, den Sitten u.s.w. treten verschiedene Perioden der Entwickelung ein, die wenn sie auch in manchen Einzelheiten von früheren Perioden übertroffen werden, doch im Ganzen und Großen genommen, einen Fortschritt bedeuten.

Dies ist die Moral unserer Unsterblichkeitslehre, daß kein Gedanke, keine That, keine Anstrengung des Menschen vergeblich ist, sondern von allgemeinem und unvergänglichem Nutzen, daß sie aufgespeichert wird in den Vorrathskammern der Geschichte, um zur Aussaat einer bessern Zukunft verwendet zu werden. Das Leben jedes einzelnen Menschen, — und er mag noch so klein und unbedeutend sein — ist ein Beitrag zum Leben der Menschheit und zur Gestaltung der Zukunft. Diese Einsicht soll uns nicht nur stolz machen, sondern auch gewissenhaft. Sie fordert uns auf, die kurze Spanne Zeit, die wir zu leben haben, so zu benutzen, daß wir zur Arbeit der Menschheit einen dauernden Beitrag liefern. Das ist die Unsterblichkeit, welche wir wünschen; die Hoffnung auf diese Unsterblichkeit ist die Mutter aller Energie und alles Strebens. Freilich, wer gegen die allgemeinen Interessen der Menschheit gleichgültig

und in dem Reiche der Gedanken ein Fremdling ist, der kann auf diese Unsterblichkeit keinen Anspruch machen, und von ihm sagt der Dichter;

„Wer keinen Namen sich erwarb, noch Edles will,
Gehört den Elementen an."

———o0o———

Die Präsidentenbotschaft.

Die Präsidentenbotschaft, an und für sich unbestimmt und unwichtig, erlangt dadurch eine Bedeutung, daß sie uns einen Blick nicht nur in die Absichten der Generalregierung, nicht nur in die Bestrebungen der demokratischen Partei, sondern auch in das ganze Getriebe der amerikanischen Politik thun läßt. Es gibt einzelne Sachen, für welche man nicht eine einzelne Partei, sondern das ganze Volk verantwortlich machen muß, weil eine Partei niemals darin einen andern Weg gehen kann, als das ganze Volk will. Wenn nun Pierce in seiner Botschaft des großen europäischen Krieges mit keinem Worte und mit keiner Silbe erwähnt, — denn die Stelle in Bezug auf die Werbungen bezieht sich eben auf diese allein — so fragt man sich verwundert: Wie! Ist dieses große, mächtige Land, von 25 Millionen Menschen bewohnt, von Abkömmlingen europäischer Nationen bevölkert, von europäischer Bildung überzogen, das seine Schiffe und seine Interessen in jedem europäischen Hafen hat, gleichgültig gegen das Schicksal seines Mutterlandes, oder ist es zu feige, sich in den Streit der Könige zu mischen? Wir begreifen ganz gut, weßhalb die Union nicht direkten Antheil am Kriege nimmt, weßhalb sie weder für den Czaaren, noch für den Bonaparte amerikanisches Geld und Blut in die Schanze schlagen will. Aber von einer direkten Theilnahme am Kriege und einer gänzlichen Ignorirung desselben ist ein weiter Weg, auf dem es manchen unabhängigen und ehrenvollen Standpunkt gibt, den die Botschaft hätte einnehmen können. Die Ignorirung einer Thatsache, welche seit Jahren vorwiegend die Aufmerksamkeit des amerikanischen Publikums, die Thätigkeit der amerikanischen Presse, die Interessen des amerikanischen Handels und Ackerbaues in Anspruch genommen hat, beweist, daß die amerikanische Politik sich noch nicht zu dem Umfange der amerikanischen Interessen erweitert hat, daß die Union sich noch nicht als thätiges und leidendes Mitglied der großen Menschenfamilie betrachtet, und daß der Nativismus nicht nur einzelne spezielle Maßregeln hervorruft, sondern auch die Politik Amerika's im Ganzen und Großen und in ihren

internationalen Beziehungen beherrscht. „Amerika für Amerikaner", heißt es auch hier, und schwerlich wird es einem Amerikaner einfallen, an diesem Neutralitäts-Nativismus etwas Tadelnswerthes zu finden. Indem wir der Neutralitätspolitik eine besondere Besprechung vorbehalten, kommen wir auf diejenigen Punkte, in welchen die Botschaft sich mit den einzelnen Punkten ihrer internationalen Politik abgibt. Die Zeitungen fast aller Parteien heben die Entschiedenheit, Festigkeit und Würde hervor, mit welcher die Botschaft die Differenzen zwischen England und Nord-Amerika in Betreff Central-Amerika's und des Clayton-Bulwer Vertrages bespricht. Die Bestimmtheit, mit welcher die Botschaft einen Bruch mit England vorhersagt, wird ein Echo in Nicaragua unter der Bande Walker's finden, und es liegt nicht weit, zu vermuthen, was damit beabsichtigt ist. Der Clayton-Bulwer-Vertrag bestimmt, daß die Central-amerikanischen Republiken weder von der Union, noch von England beeinflußt werden sollten. Während aber eine Flibustier-Expedition von amerikanischer Seite die freilich noch nicht offiziell anerkannte Herrschaft von Nicaragua an sich gerissen hat, beschwert sich die nordamerikanische Regierung über die Besetzung der sogenannten Muskito-Küste von Seiten der Engländer. Man sieht an diesem Beispiele leicht, wie die Engländer fahren werden, wenn sie den Clayton-Bulwer Vertrag wirklich aufheben; die Annexation Central-Amerika's an die Union wird die Folge davon sein. Die Debatte im Senate über den Clayton Bulwer Vertrag, bei welcher Gelegenheit selbst Seward sich mit dem Tone der Botschaft einverstanden erklärte, gibt uns Andeutungen darüber, wie das amerikanische Volk, abgesehen von allen Parteiunterschieden, über diese Frage denkt. Wahrscheinlich wird indessen eine Restauration des Clayton-Bulwer Vertrages nicht mehr erfolgen, denn wenn solche Compromisse und Vergleiche einmal gebrochen sind, ist keine von beiden Parteien gewillt oder im Stande, den früheren Status quo wieder herzustellen.

In Betreff der englischen Werbungen wird die Neutralität besonders hervorgehoben, und sie als die traditionelle, längst festgestellte Politik der Ver. Staaten bezeichnet. Von der Neutralitätspolitik ausgehend, ist die Ausführung dieser Punkte sehr richtig und logisch, und England wird schwerlich dagegen etwas einwenden können, falls die Thatsachen sich so verhalten, wie die Botschaft sagt. Am Schlusse dieses Abschnittes heißt es, daß man nicht nur eine Abstellung des Unrechts, sondern auch eine Genugthuung für das Geschehene verlange. Ueberhaupt ist die Sprache der Botschaft gegen England in dem Momente, wo England Krieg mit Rußland führt, sehr bezeichnend, und ein neuer Beweis für die russenfreundlichen Sympathien der Administration, wie der demokratischen Partei überhaupt.

Die andern schwebenden Beziehungen mit England in Betreff der Territorial-Grenzen im Norden vom Territorium Washington, der Hudson-Bay-Gesellschaft, der Fischerei-Rechte an den Küsten ꝛc. enthalten nichts Neues. Ebenso wenig finden wir neue und interessante Aufschlüsse in dem übrigen diplomatischen Theile der Botschaft. Was den Abschnitt über den Sundzoll und die darüber gepflegten Verhandlungen mit der dänischen Regierung anbetrifft, so wird die Sprache der Botschaft wohl die allgemeinste Billigung finden; die Verein. Staaten vertreten den großen Grundsatz der Schifffahrts und Handels-Freiheit, und stellen sich in dieser Frage auf den Boden des natürlichen Rechtes. Aber die große Frage ist, ob die Regierung auch in in der Praxis selbst den Grundsätzen der Botschaft treu bleibt. Wenn man sich an die muthigen Redensarten des Herrn Pierce bei Gelegenheit der Kosta Affaire und Aehnliches erinnert, und dieselben mit seinem spätern Benehmen vergleicht, so hat man Veranlassung, diese Frage aufzuwerfen.

Ueber die Verhältnisse mit Cuba und Spanien, mit dem die Verein. Staaten „noch" immer freundliche Beziehungen unterhalten, geht die Botschaft mit der Versicherung hinweg, daß die Differenzen, wenn auch nicht ganz beseitigt, so doch seltener gemacht und eine schnellere Erledigung derselben herbeigeführt werde. Man sieht der Botschaft in diesem Punkte an, daß nur etwas gesagt ist, weil man diesen wichtigsten Punkt der amerikanischen Politik doch unmöglich mit Stillschweigen übergehen konnte. — Uebrigens sticht der Ton der Botschaft in Bezug auf die Cuba-Politik sehr von dem Tone früherer Aktenstücke und den Verhandlungen des Ostender Congresses ab. In Bezug auf diesen Punkt, wie in mehreren anderen Beziehungen, kann man über die Geschichte der Pierce-Verwaltung das Motto schreiben: „Viel Geschrei und wenig Wolle„

Einen komischen Eindruck macht es, wenn man in dem diplomatischen Theile der Botschaft so viele pekuniäre Ansprüche Privater verhandelt findet. Es scheint, als wenn die diplomatischen Agenten Amerika's in Europa, Mexiko ꝛc. nichts Anderes zu thun hätten, als aus beliebigen Verwänden einzelne Dollars herauszupressen.

Wenn es auch in der Natur der Sache liegt, daß der diplomatische Theil der Botschaft nicht die Offenheit und Entschiedenheit zeigt, welche das amerikanische Volk und der Congreß von seinem Präsidenten zu erwarten hat, so sollte man doch vermuthen, daß derjenige Theil, welcher von den innern Angelegenheiten handelt, deutlich, klar und entschieden sei. Dies ist aber nicht der Fall, — will man den einzigen Fall, die Sklaven- und Kansasfrage ausnehmen, bei deren Verhandlung der Präsident von seinem erhabenen Sitze heruntersteigt und den Advokaten des Südens spielt. Herr Pierce hält eine Vorlesung über „Staatenrechte",

zu deren Lob wir nichts Besseres zu sa en wissen, als daß sie den Spalten der New-Yorker Staatszeitung entnommen zu sein scheint. Naiv nimmt es sich aus, wenn der Mann, der den Gouvernor Reeder aus Kansas zurückrief, weil er sich den Diktaten der Missourier Mob-Legislatur nicht unterwerfen wollte, in der Botschaft erklärt, „daß das Volk des Territoriums Kansas kraft eines organischen Gesetzes das Recht habe, seine eigenen Angelegenheiten zu ordnen, und in dem Genusse dieses Rechtes gegen die Einmischung Seitens der Bürger eines der übrigen Staaten geschützt werden müsse." Was Herr Pierce über die „constitutionellen Verhältnisse der Sklaverei" sagt, ist eine eine derbe Strafpredigt gegen einzelne nördliche Staaten, während die südlichen Staaten wegen ihrer Ruhe, Ordnung und Friedfertigkeit eine Apologie erhalten. Er klagt die „hohlen, phrasenreichen Beschuldigungen politischer Aufwiegler des Nordens" an, ganz in dem Tone, als wäre Herr Pierce in Süd-Carolina oder Georgia, und nicht in einem freien Staate des Nordens geboren. Dieser Theil der Botschaft ist ein starkes Angebot auf die Präsidentschaft. Herr Pierce weiß, daß die Sklavenhalter die Herren der Union sind, und im Einverständniß mit einigen nördlichen Apostaten das Präsidentenamt zu vergeben haben, und deßhalb die unterwürfige und schmeichelnde Sprache gegen den Süden, die bisher selbst von keinem Präsidenten aus dem Süden gehört wurde.

Von den großen Verwaltungsmaßregeln, welche die Aufmerksamkeit des Landes im höchsten Grade spannen, und die das hauptsächlichste Material früherer Botschaften bildeten, von dem Bau der Pacifikbahn, von den inneren Verbesserungen, von der Landreform 2c. ist in der Botschaft kein Sterbenswörtchen enthalten. Dies ist namentlich in Bezug auf die Pacifikbahn auffallend, einen Gegenstand, der vor zwei Jahren fast die Hälfte der Botschaft einnahm. Ueber die Frage der inneren Verbesserungen sagt die Botschaft wohl deßhalb nichts, um sich darin freies Spiel zu bewahren. Wahrscheinlich wird Pierce sein Veto vom vorigen Jahre nicht wiederholen, wenn der Herr Caß seine Anträge auf Verbesserung der St. Clair- und St. Marie-Schifffahrt vorbringt. Man wirft dem Norden einige Almosen hin, um den Getreuen bei der nächsten Präsidentenwahl das Spiel nicht gar zu schwer zu machen.

Unter den vielen wichtigen Gegenständen von nationalem Belange und öffentlichem Interesse, welche die Botschaft keines Wortes gewürdiget hat, befindet sich auch die Know-Nothing-Frage. Herr Pierce hält es nicht für der Mühe werth, sich über diese Frage, welche doch gewiß für den Stand der amerikanischen Parteien bezeichnend ist und fast das alleinige Thema der öffentlichen Diskussion während des letzten Jahres gebildet hat, nur ein Wort zu sagen. Indem wir auf diese Unterlassungssünde besonders die regulären deutschen Demokraten, die nur in der alten Partei

Schutz und Heil gegen die Know-Nothings finden, aufmerksam machen, glauben wir kaum nothwendig zu haben, hinzuzufügen, daß wir von unserm Standpunkte durchaus nicht den Schutz des Herrn Pierce und der demokratischen Partei gegen die Know-Nothings für nothwendig oder selbst für wünschenswerth halten, und daß wir es ganz natürlich finden, wenn Pierce sich im nächsten Herbste ebenso gern von Prosklaverei-Know-Nothings, wie von demokratischen Irländern und Deutschen wählen lassen will. Wir möchten uns bei dieser Gelegenheit nur die Bemerkung erlauben, daß die Leute, welche das Stillschweigen, das die Republikaner in Ohio, Michigan und wenigen andern nördlichen Staaten über die Fremdenfrage beobachteten, für Verrath ausgaben, das Benehmen des Herrn Pierce in dieser Frage ganz am Platze finden.

Wenn wir eine frühere Botschaft dieses selben Herrn Pierce nachschlagen, so finden wir ein emphatisches Kapitel über die Koszta-Affaire und den Schutz der amerikanischen Bürger im Auslande. Leider hat Herr Pierce in seiner gegenwärtigen Botschaft dies Kapitel vergessen, obgleich er durch manche Vorfälle von Wichtigkeit daran hätte erinnert werden können.

Wenn wir die Botschaft im Ganzen betrachten, so erinnert sie uns mehr an die Rede eines constitutionellen Ministers von irgend einem kleinen Landtage in Deutschland, als an die Bedeutung dieser großen mächtigen Republik, von der man hofft, daß sie die Zukunft der Welt in ihrem Schooße trägt. Der Hauch der Freiheit, die Erinnerung an die Revolution und Unabhängigkeitserklärung schwebt nicht über diesem Dokumente; spießbürgerliche Interessen und reaktionäre Tendenzen haben das Aktenstück diktirt, und eine enge, bornirte Auffassung waltet darin vor. Wir machen dafür nicht allein Herrn Pierce und sein Cabinet verantwortlich: nein die Masse des amerikanischen Volkes selbst betrachtet die Politik vom Standpunkte niedriger materieller Interessen, und verkennt die große Mission, die der Union von der Weltgeschichte gestellt ist. Das Benehmen des Repräsentantenhauses, das sich schon seit Wochen herumzankt, ohne sich organisiren und Geschäfte vornehmen zu wollen, paßt trefflich zu dieser Präsidentenbotschaft; man sieht, wie dieser egoistischen Politik, dieser engherzigen, spießbürgerlichen Auffassung der Dinge der Athem ausgeht, und die politische Maschine stille steht. Wenn irgend Etwas im Stande ist, die republikanischen Verfassungen in Europa zu mißkreditiren, so ist es ein solcher Congreß und eine solche Präsidentenbotschaft. Wir hoffen, daß es bald der Menschheit gelingen werde, die Trefflichkeit und Brauchbarkeit republikanischer Verfassungen durch ein besseres Beispiel zu illustriren, als durch diesen Haufen Aemterjäger aller Sorten, die sich um die Beute zanken.

———o0o———

Carnot.

(Bearbeitet nach der Gedächtnißrede von Francois Arago.)

Francois Arago, der durch seine biographischen Arbeiten fast den Ruhm seiner astronomischen erreichte, hat dem edelsten und verständigsten Manne aus der ersten französischen Revolution, Carnot, in der Akademie der Wissenschaften am 21. August 1837 eine Gedächtnißrede gehalten, welche ebenso sehr zum Ruhme Aragot's, wie Carnot's beigetragen hat. Es war auch in der That kein Mensch würdiger und fähiger, diese ehrenvolle Pflicht zu erfüllen, als Arago, denn kein Mensch erinnerte so sehr an Carnot's Genie und Tugend, wie er. Carnot, wie Arago waren Männer der Wissenschaft und der Freiheit; Helden auf dem Felde der Wissenschaft, wurden sie auch die Vorkämpfer der Revolution; dasselbe Genie, das sie bei ihrer wissenschaftlichen Forschungen leitete, führte sie auf dem politischen Gebiete zu den ehrenvollsten Leistungen. Heute, wo Wissenschaft und Servilismus verbunden zu sein scheinen, wo Ordenskreuze vor den Laboratorien und Sternwarten hängen, und selbst der große Alexander von Humboldt sich in den Strahlen der königlichen Huld sonnt: heute gerade ist es nothwendig, durch ein berühmtes und gefeiertes Beispiel daran zu erinnern, wie die Wissenschaft die treue Gefährtin der Freiheit ist. Carnot, der berühmte Erfinder des Carnotschen Theorems, der neuen Befestigungskunst u. s. w. war College Robespierre's im Wohlfahrtsausschusse, Einer der Richter Ludwig des Sechszehnten, Organisator der französischen Armee; er war ein Revolutionär von echter Farbe, einer der edelsten Namen der französischen Geschichte. Um Francois Arago ihm an die Seite zu stellen, ist es nur nothwendig, daran zu erinnern, wie derselbe der einzige Mann in Frankreich war, den Louis Napoleon nach dem Staatsstreiche von dem Eide auf die neue Ordnung der Dinge entbinden mußte, weil der Mörder der französischen Republik nicht wagte, das Mitglied der provisorischen Regierung von 1848 und den berühmten Astronomen von der Sternwarte zu entfernen. Solche Namen, wie Carnot und Arago sind tief in dem Herzen des französischen Volkes eingeschrieben; namentlich der Name Carnot's erfreut sich einer Popularität, die kaum derjenigen Popularität nachstand, welche der Name Napoleons vor dem 10. Dezember 1848 genoß. Beiläufig sei hier bemerkt, daß, wenn die Wahl 1852 in Frankreich nach den constitutionellen Bestimmungen vor sich gegangen wäre, daß dann dem Erben des Namens Napoleon der Erbe des Namens Carnot, (der 1848 Unterrichtsmeister und Mitglied der provischen Regierung war) auf dem Präsidentenstuhle gefolgt wäre.

Carnot war vielleicht der Einzige unter den Führern der ersten fran-

zösischen Revolution, der nicht durch den Ungestüm der Leidenschaft, sondern durch die Einsicht in eine klar erkannte Pflicht bei allen seinen Handlungen geleitet wurde. Während Marat, Danton, selbst Robespierre mehr die Leidenschaften der Massen repräsentirten, stellte Carnot die Intelligenz der Revolution dar; während die Girondisten und Terroristen nur zerstören konnten, wußte Carnot zu organisiren. Carnot war mitten unter den modernen Figuren der antike Römer, der alle die Eigenschaften, welche zu der römischen „virtus" gehörten, besaß; hätte die Revolution von 1848 eine solche organisatorische Kraft an ihrer Spitze gehabt, würde man nicht heute das schöne Frankreich als Spielball eines Abenteurers sehen.

Wirklich, man kann unserer Zeit und ihren Männern keinen größern Vorwurf machen, als wenn man sie mit solchen Männern, wie Carnot, vergleicht. Deshalb sei es uns vergönnt, der trefflichen Biographie Arago's einzelne Bruchstücke aus dem Leben Carnot's zu entlehnen, die uns davon überzeugen, welche Schwierigkeiten das Genie überwinden, und welche Resultate es hervorbringen kann, wenn es mit der Tugend, der Freiheitsliebe und dem Patriotismus gepaart ist.

Carnot's Jugend. — Seine Erziehung.

„Lazarus Nikolaus Margaretha Carnot wurde zu Nolay geboren, im Departement Côte-d'Or, in jenem alten Herzogthum Burgund, das schon drei der berühmtesten Männer, deren unsere Akademien sich rühmen können, hervorgebracht hatte: Bossuet, Vauban und Buffon. Sein Vater war Advokat und wirkte in seinem Amte (was nicht selten geschieht) mit vielem Geschick und (was etwas weniger häufig geschehen soll) mit großer Uneigennützigkeit. Der Advokat Claus Abraham Carnot hatte achtzehn Kinder, und war also, dem alten Sprichworte zufolge, welches den zahlreichen Familien Segen verspricht, für jedes seiner Kinder auf eine glückliche Zukunft zu hoffen berechtigt. Wirklich hätte er zu einer gewissen Zeit in dieser zahlreichen Nachkommenschaft zwei Generallieutenants der französischen Armeen erblicken können, einen Rath beim Cassationshofe, einen Generalprokurator am königlichen Gerichtshofe, die Vorsteherin des Hospitzes zu Nolay und einen städtischen Beamten, der, während seiner Administration sehr geschätzt, in der Achtung, wenn möglich, noch höher stieg, als er sich nach dreiundzwanzigjähriger Amtsführung einer rücksichtslosen Absetzung unterwarf, um seiner Pflicht treu bleiben zu können. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß der Advokat zu Nolay nicht auf die Macht des Sprichwortes allein gebaut hatte, sondern daß er die erste Erziehung seiner Söhne selbst leitete. Lazarus Carnot, von dem diese Biographie handelt, verließ sogar das väterliche Haus nur, um nach dem

Ausdrucke jener Zeiten, die rhetorische Schulklasse und die philosophische durchzumachen.

Die Jugend solcher hervorragender Männer, welche in verschiedenen Lebensberufen auf der Weltbühne geglänzt haben, hat jederzeit die Aufmerksamkeit aller Biographen gefesselt. Man würde dem „Erkenne Dich selbst!“ jenes alten Philosophen eine zu dürftige Deutung geben, wollte man sich beschränken, darin nur eine Klugheitsregel zu erblicken. Dieser Grundsatz läßt eine richtigere und weitergreifende Erklärung zu: er lehrt uns, wie mir scheint, die Menschheit als Ganzes erfaßt, als den wichtigsten Gegenstand des Studiums und des Nachdenkens betrachten. Lassen Sie uns also, meine Herren, sorgfaltig untersuchen, wodurch sich solche außerordentliche Genies ankündigen, die vollständig zur Entwicklung gekommen, unbekannte Wege eröffnen; lassen Sie uns prufen, wie sie entstehen und emporwachsen. Mit um so größerem Interesse verdienen derartige charakteristische Zuge aufgenommen zu werden, als sie von Tag zu Tag seltner werden müssen. Denn in unsern heutigen Schulen, die von Nord bis Süd, von Ost bis West genau nach demselben Muster zugeschnitten sind, und denselben Regeln, derselben Disziplin gleichmäßig unterliegen, — in diesen Schulen, wohin die Kinder im neunten oder zehnten Jahre gesandt werden, um sie erst im achtzehnten oder zwanzigsten zu verlassen, schwinden und verlöschen die Individualitäten, oder verbergen sich unter dem Mantel conventioneller Formen. Der Landbauverständige hütet sich wohl, in ein Treibhaus zu gehen, wenn er Wuchs, Gestalt und Ansehen jener wunderbaren Pflanzen kennen lernen will, welche den hundertjährigen Wäldern ihren Schmuck verleihen. Ebenso wenig würde man hoffen dürfen, in unsern Regimentern die ächten Urformen wiederzufinden von jenen Bauern aus der Bretagne, aus der Normandie, Lothringen und der Franche-Comté. Unsere Schulregimenter (man verzeihe den Ausdruck) wurden auch den Moralisten außer Fassung bringen: denn in ihnen erzeugt sich eine Art mittleren Zustandes, um welchen die ganze heutige Jugend mit geringen Abweichungen schwankt. Die Frage, ob dieser Zustand ein glucklicher oder ein trostloser zu nennen sei, bin ich weit entfernt hier beruhren zu wollen; ich behaupte nur, daß es eine Thatsache ist, und diese wird die Gründe erklärlich machen, aus welchen ich mannigfaltige Einzelheiten über die Kindheit unseres akademischen Collegen gesammelt habe, kleine Zuge, welche sonst zu geringfugig erschienen wären.

Carnot stand noch im Alter von sieben Jahren, als ihn seine Mutter auf einer Reise nach Dijon mitnahm, und zur Belohnung für die allzeit bewiesene Bedächtigkeit und Folgsamkeit in das Schauspiel fuhrte. Es wurde an jenem Tage ein Stück aufgefuhrt, in welchem Truppenbewegun-

gen und Gefechte unaufhörlich abwechselten. Mit ununterbrochener Aufmerksamkeit verfolgte der Knabe die sich vor seinen Augen entwickelnde Reihenfolge der Ereignisse; aber plötzlich unruhig; aufstehend, richtet er laut, trotz aller Bemühungen der Mutter, an einen soeben auftretenden Schauspieler fast unartige Worte. Es war dies der Anführer der Truppen, die den jungen Carnot interessirten, und durch sein Schreien leitete das Kind die Aufmerksamkeit des ungeschickten Führers auf den Umstand, daß die Artillerie schlecht aufgestellt war. Die ganz frei sichtbaren Kanoniere mußten durch die ersten vom Wall der anzugreifenden Festung fallenden Flintenschüsse getödtet werden; wenn man aber, meinte der Knabe, die Batterie hinter einen Felsen, den er angab und mit der Hand zeigte, stellen wollte, so würden die Kanoniere viel weniger dem feindlichen Feuer ausgesetzt sein. Die bestürzten Schauspieler standen lautlos, Madame Carnot war außer sich über die Unordnung, welche ihr Sohn hervorrief; der Saal erschallte von Gelächter, und ein Jeder suchte nach der Erklärung eines so seltsamen, muthwilligen Streichs. Aber was man für Muthwillen hielt, war nichts als die erste Offenbarung eines hohen militärischen Talentes, das erste Anzeichen jenes hervorragenden Geistes, der wenige Jahre später, von den betretenen Wegen abgehend, eine durchaus neue Taktik ersann und den Vorschlag machte, durch ein ganz verschiedenes System die von Vauban so kunstvoll und sinnreich combinirten Befestigungswerke zu ersetzen.

Vom zwölften bis zum fünfzehnten Jahre wurde Carnot am Gymnasium zu Autun unterrichtet. Dort that er sich hervor durch Lebendigkeit und Originalität des Geistes und durch einen seltenen Verstand. Hierauf trat er in das kleine Seminar desselben Ortes und hatte mit sechzehn Jahren den philosophischen Cursus beendet. Schon damals bildete die Festigkeit, welche wir im Verfolg seiner sehr stürmischen Laufbahn an ihm erkennen, den Hauptzug seines Charakters.

So sehr war Carnot durchdrungen von religiösen Grundsätzen, und was noch mehr sagt, eine so große Genauigkeit wandte er auf die Andachtsübungen, welche man im kleinen Autun'schen Seminar mit Gewissenhaftigkeit anstellte, daß mehrere seiner Verwandten eine Zeit lang beabsichtigten, ihn in einen religiösen Orden treten zu lassen. Was sie in diesem Gedanken bestärkte, war die Erinnerung an zahlreiche Würdenträger der Kirche, deren sich diese ehrenwerthe Familie rühmen konnte, und unter denen sich Domherren befanden, Generalvicare der Diocese Châlon, Doktoren der Sorbonne und ein Abt von Citeaux. Zuletzt jedoch entschied man sich für die Laufbahn, zu welcher ihn sein militärisches Genie hintrieb, und schickte den jungen Carnot zur Vorbereitung auf die Prüfungen in eine Privatanstalt zu Paris. Hier fand er Kameraden, welche sicherlich nicht im Seminar erzogen waren, denn die tiefe Fröm-

migkeit des neuen Schülers, die er überdies weit entfernt war geheim zu halten, diente ihnen unaufhörlich zum Gegenstande bitterer Scherze. Solche Scherze sind von Vernunftgründen sehr verschieden, und deshalb vermochten sie nicht, Carnot zu erschüttern. Nichtsdestoweniger wurde es ihm aber ein Bedürfniß, durch Nachdenken und Studium die Gedanken und die Gefühle zur Reife zu bringen, denen sich bis dahin seine reine, kindliche Seele gern und vertrauend hingegeben hatte. So kam es, daß mehrere Monate hindurch der zukünftige Officier sich ausschließlich theologischen Studien hingab. Niemand ist gegenwärtig im Stande anzugeben, welches die Wirkung so angestrengten Nachdenkens gewesen ist, denn Carnot hat sein ganzes Leben hindurch, sogar in der vertrautesten Häuslichkeit, diese Erörterungen, ja selbst jede einfache Unterredung über religiöse Gegenstände, sorgfältig vermieden. Wir wissen von ihm nur, daß er sich zu denselben Grundsätzen bekannte, welche gegenwärtig alle redlichen und aufgeklärten Geister erfüllen. „Allgemeine Toleranz", sagte er, als er verbannt auf fremder Erde umherirrte und die scharfen Schläge der Verleumdung abwehren mußte, „allgemeine Toleranz ist, das Bekenntniß, das ich laut ablege. . . . Den Fanatismus hasse ich und bin der Meinung, der Fanatismus des Unglaubens, den Marat und Pater Duchêne in Umlauf gesetzt haben, sei der schrecklichste von allen. Man darf die Menschen nicht tödten, um sie zum Glauben zu zwingen; man darf sie ebensowenig tödten, um sie vom Glauben abzubringen. Laßt uns vielmehr, weil ein Jeder Schwächen hat, mit denen Anderer Nachsicht haben, und überlaßt es der Zeit, solche Vorurtheile abzunutzen, welche man durch Vernunftgründe nicht heilen kann".

Nach der Theologie kamen wissenschaftliche Studien an die Reihe, besonders das Studium der Geometrie und der Algebra, und die Fortschritte waren ebenso schnell und glänzend, wie in Nolay und in Autun. Hr. de Longpré, der Vorsteher jener Vorbereitungsschule, kannte d'Alembert. Dieser berühmte Geometer hielt es nicht unter seiner Würde, selbst unter die noch sehr jugendlichen Schüler zu treten und aufkeimendes Verdienst durch seinen Beifall zu ermuntern. Bei einem dieser Besuche zeichnete er Carnot ganz vorzüglich aus und richtete an ihn schmeichelhafte, prophetische Worte, welche der Akademiker mit Rührung selbst in der Zeit wiederholte, als das Glück ihn zum Schiedsrichter der Geschicke von Europa erhoben hatte.

Carnots Eintritt in die Schule zu Mézières als Secondelieutenant im Geniekorps.

Als Carnot Hrn. de Longpré's Anstalt verließ, bestand das Reglement noch nicht, kraft dessen beim Examen zukünftiger Genie-Offiziere ein

Gen·alog dem Geometer zur Seite stand. Im Jahre 1771 konnte noch jeder Franzose, ohne Pergamentrollen aufzuweisen, in die Schule zu Mézières aufgenommen werden; es bestand jedoch die Bedingung, daß Vater und Mutter niemals den Versuch gewagt hatten, ihre Familie und ihr Vaterland durch Handel oder durch Handarbeit zu bereichern. Vor Bossut, der ihn prüfte, zeigte unser jugendlicher Bewerber ungewöhnliche mathematische Kenntnisse. Der Vater seinerseits bewies, den beklagenswerthen Forderungen seiner Zeit zufolge, daß er niemals ein Schiff in ferne Länder abgesandt, um die Produkte des französischen Bodens und französischer Industrie gegen Erzeugnisse einzutauschen, welche die Natur andern Klimaten vorbehalten hat; er wies nach, daß seine Hand niemals (selbst nicht um Bibel oder Evangelium zu drucken) Gutenbergs bewegliche Lettern zusammengefügt; auch daß er sich nie an dem Bau eines jener wunderbaren Instrumente betheiligt habe, welche die Zeit messen oder die Tiefen des Raumes ergründen.

Nachdem für alle diese negativen Verdienste der gesetzliche Beweis abgelegt war, erklärte man die Abstammung des jungen Carnot für würdig, die Epauletten zu tragen, und er wurde ohne Weiteres zum Secondelieutenant ernannt.

Mit den ersehnten Epauletten geschmückt trat Carnot, achtzehn Jahre alt, in die Schule des Geniecorps. Es ist nicht zweifelhaft, daß er hier unter Monge's Leitung die descriptive Geometrie und Physik erfolgreich studirte, doch sind wir darüber nur auf Vermuthungen beschränkt, denn bei dem natürlichen Wunsche, den man damals hegte, vor Fremden die noch wenig verbreitete Kunst des Baues und der Zerstörung der Festungen geheim zu halten, hatte man aus der berühmten Schule zu Mézières eine Art Conclave gemacht, in dessen Geheimnisse kein Ureingeweihter eindrang.

Carnot als Premierlieutenant im Festungsdienst.

Am 12. Januar 1773 ward Carnot, zum Premierlieutenant erhoben, nach Calais geschickt. Hier an diesem festen Platze tritt in Folge der periodischen Schwankungen des Oceans eine neue und wichtige Bedingung zu den an sich schon überaus complicirten Daten des Befestigungsproblems hinzu, und diese Arbeiten flößten dem jungen Offizier das lebhafteste Interesse ein. Auf diese Weise machte er ohne Verzug den oft so schwierigen Uebergang von den gelehrten Theorieen zur verdienstlichen Praxis, von den glänzenden Täuschungen der Schule zu der traurigen Wirklichkeit des Lebens.

Das Mémorial von Sanct-Helena sagt von Carnot's Jugend: „Unter seinen Kameraden wurde er für ein Original gehalten". Napoleon hatte diese Bezeichnung von Carnot selbst entlehnt; sie findet sich in der Antwort an Bailleul, doch erläutert, commentirt und ganz von dem Unbestimmten befreit, welches die Entscheidung noch frei läßt, ob man ihr einen schmeichelhaften oder einen beleidigen Sinn unterlegen will. Den Offizieren der Garnison von Calais galt der zwanzigjährige Carnot als Original oder als Philosoph (beide Worte hatten gleiche Bedeutung), weil er weder an ihrem lärmenden Wesen noch an den lustigen Unternehmungen Theil nahm, weil er mehr in den Bibliotheken lebte als in den Kaffeehäusern, weil er die Lecture des Thucydides, Polybius und Cäsar dem Lesen der allzu zügellosen Schriften jener Zeit vorzog, weil er endlich seine genaue Bekanntschaft mit dem General-Commandanten der Picardie, dem Prinzen von Croy, nicht zu Urlaub und Diensterleichterungen ausbeutete, sondern diesen bei schwierigen geographischen Untersuchungen unterstützte, und gemeinschaftlich mit ihm an Karten der südlichen Halbkugel arbeitete, welche die neuesten Entdeckungen der Seefahrer darzustellen bestimmt waren. Dennoch aber war Carnot nichts weniger als ein murrischer Sittenrichter: gegen sich selbst streng, war er unerschöpflich nachsichtig gegen Andere. In den Stunden der Muße und Erholung dichtete er Lieder, die eine sanfte und wohlgesittete Heiterkeit athmen. In der Biographie eines Geometers Lieder anzuführen, würde neu und überraschend erscheinen sein, und hätte mich nicht eine Betrachtung abgehalten, so wäre ich verführt worden, mir dies geringe Verdienst, wie in meiner Macht stand, zu erwerben. Seitdem aber ein großer französischer Dichter den Stempel seiner Unsterblichkeit dieser Gattung von Poesieen aufgedrückt hat, darf man bei uns ein Lied nicht leichthin anführen.

Erste Mittheilung Carnot's an die Akademie der Wissenschaften — Luftballons.

Die erste unmittelbare Mittheilung Carnot's an die Akademie der Wissenschaften (die Thatsache möchte für Alle neu sein) wurde durch ein Problem veranlaßt, das heute nicht nur noch ungelöst dasteht, sondern dessen Lösung vielen Physikern sogar unmöglich erscheint: das Problem, den Luftball willkürlich zu lenken.

Bei ihrem ersten Auftreten sind die wissenschaftlichen Entdeckungen, selbst wenn sie den Menschen den größten Nutzen versprechen, wie etwa

die Entdeckungen der Magnetnadel und der Dampfmaschine, mit geringschätzender Gleichgültigkeit aufgenommen worden. Politische Ereignisse und große Heldenthaten im Kriege haben fast ausschließlich das Vorrecht, die Masse des Volkes lebhaft zu erregen. Dennoch hat dieses allgemeine Gesetz zwei Ausnahmen erlitten. Auf diese bloße Andeutung hin hat ein Jeder von Ihnen sogleich gedacht an Amerika und den Luftballon, an Christoph Columbus und Montgolfier. Die Entdeckungen dieser beiden genievollen Männer sind bisher in ihren Folgen äußerst verschieden gewesen, bei ihrem Ursprunge aber hatten sie ähnliche Schicksale. Man lese in der Histoire del Almirante die Zeugnisse der allgemeinen Begeisterung, welche die Entdeckung einiger Inseln bei den Andalusiern, den Cataloniern, den Aragoniern, den Castillanern erregte: man lese die Aufzählung der unerhörten Ehrenbezeugungen, die von den größten Städten bis hinab zu den kleinen Dörfchen nicht nur dem Führer des Unternehmens erwiesen wurden. sondern selbst den einfachen Matrosen der Schiffe Santa-Maria, Pirta und Nina, die zuerst an den Westküsten des atlantischen Oceans angelegt hatten, — und man ist der Mühe überhoben, in den Schriften der Zeit nachzulesen, welches Aufsehen unter unter unsern Landsleuten die Aërostaten hervorriefen. Die feierlichen Aufzüge in Sevilla und Barcelona sind nur das treue Abbild der Feste in Lyon und Paris. Wie zwei Jahrhunderte vorher geschehen war, blieb auch im Jahre 1783 die aufgeregte Einbildungskraft nicht innerhalb der Grenzen des Wirklichen und Wahrscheinlichen. In jener frühern Zeit wollte jeder einzelne Spanier selbst die Gegenden besuchen, in denen er, im Laufe weniger Tage, so viel Gold und Edelsteine aufzusammeln hoffte, als die reichsten Könige besaßen. Bei uns in Frankreich wollte Jeder, je nach dem gewohnten Kreise seiner Gedanken, eine andere, immer aber vielversprechende Anwendung des neuerlangten Vermögens, fast möchte ich sagen der neuerlangten Organe machen, welche Montgolfier soeben der Menschheit erworben hatte. In die Region der Lufterscheinungen emporgehoben, wollte der Physiker die Natur auf der That ertappen, und hoffte mit einem einzigen Blicke das Geheimniß der Bildung des Blitzes, des Schnees und des Hagels zu ergrunden. Der Geograph hoffte, von einem günstigen Winde getragen, ohne Gefahr und ohne Beschwerde die Polarzonen erforschen zu können, welche seit Jahrhunderten aufgehäufte Eismassen unserer Forschbegier fur immer zu entziehen drohten; er gab sich der Zuversicht hin, jene inneren Gegenden von Afrika, Neuholland, Java, Sumatra, Borneo gründlich kennen zu lernen, welche unsern Unternehmungen ebensowenig zugänglich sind durch verzehrendes Klima, durch Thiere und die dort lebenden wilden Völkerschaften. Mancher Feldherr glaubte eine dringend nothwendige Arbeit zu unternehmen, indem er über die neuen Befestigungsarten nach-

dachte, welche dem im Luftball reisenden Feinde entgegengestellt werden müßten, und Andere entwickelten neue Angriffsweisen, die auf Schlachten in der Luft Anwendung finden sollten. Entwürfe dieser Art, welche dem Ariost entlehnt scheinen, hätten wohl, sollte man meinen, den abenteuerlichsten und schwärmerischten Köpfen genügen sollen, und doch war es nicht so. Denn trotz des glänzenden Anhangs, mit dem Alle um die Wette die Entdeckung des Luftballons umgaben, erschien diese letztere dennoch nur als Vorläufer noch größerer Entdeckungen: dem Menschen, der die Lüfte erobert hatte, konnte Nichts fernerhin unmöglich sein. Unaufhörlich kehrt dieser Gedanke wieder, und tritt unter allen möglichen Gestalten ans Licht: die Jugend nimmt ihn schwärmend auf, während er den Greisen zum Gegenstand der Klagen und des Bedauerns wird. Man höre nur die Marschallin von Villeroi: fast mit Gewalt führt man die achtzigjährige, kranke Frau an ein Fenster der Tuilerien, denn sie hat keinen Glauben an den Luftballon. Dennoch löst sich der Ball von seinen Tauen, unser akademischer Mitbruder Charles, im Nachen sitzend, steigt fröhlich, die versammelte M nge grüßend, majestätisch in die Lüfte. Da sinkt die alte Marschallin, v m gänzlichen Unglauben zu unbegränztem Vertrauen auf die Macht des menschlichen Geistes urplötzlich fortgerissen, in die Kniee, und mit thränenden Augen bricht sie aus in diese Klage: „Ja, es ist best mmt, jetzt ist es sicher! D i e s e w rden das Mittel entdecken dem Tode zu entgehen, a b e r d a n n, d a n n w e r d e i ch s ch o n t o d t s e i n!“

Ernsten Sinnes und übrigens nicht achtzig Ja re alt, fiel es Carnot nicht ein, soweit wie die Marschallin von Villeroi zu gehen; doch sah man ihn in den ersten Reihen der Enthusiasten. Er glaubte damals und hat diese Ueberzeugung nie aufgegeben, an die Möglichkeit, den Luftballon nach Willkür lenken zu können, und hielt also auch die Anwendungen für ausführbar, welche Wissenschaft und Kriegskunst davon erwarteten. In den Archiven unserer Akademie muß sich eine Abhandlung befinden, in welcher der Geniekapitän Carnot dem Gutachten seiner Vorgesetzten eine Einrichtung vorlegte, derzufolge leichte Ruder, wie er glaubte, zum Zwecke führen müßten. Diese Abhandlung ist bis jetzt nicht aufzufinden gewesen.

Carnot's Lobrede auf Vauban. — Seine Streitigkeit mit Herrn von Montalembert.

In einem kleinen Städchen hatte sich einst eine literarische Gesellschaft aus eigener Machtvollkommenheit die Bezeichnung T o ch t e r d e r

französischen Akademie beigelegt. Voltaire war der Meinung, man durfe ihr diesen Beinamen nicht streitig machen und sagte: „Mir scheint sie sogar eine sehr tugendhafte Tochter zu sein, weil sie niemals von sich reden macht." Auf die Akademie von Dijon hätte dieses Scherzwort keine Anwendung gefunden. Denn diese berühmte Gesellschaft hatte sich nicht den Blicken der Oeffentlichkeit entzogen, weder als sie die Aufgabe stellte: „Ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten beigetragen habe," noch insbesondere, als sie der Rede den Preis zuerkannte, in welcher J. J. Rousseau sich verneinend entschied. Ueber diesen sonderbaren Satz hat die Zeit ihr Urtheil gesprochen; sie hat aber nicht die Erinnerung an jenes edelmüthige Verfahren ausgelöscht, welches dadurch, daß es Rousseau zu einer unerwarteten Berühmtheit erhob, ihn für immer der glänzenden Laufbahn gewann, in welcher er zwar Nacheifer gefunden hat und Nebenbuhler, aber nie einen Meister.

Dem erwähnten Verdienste kann die Akademie von Dijon noch dies andere hinzufugen, daß sie zu dem ersten literarischen Erzeugnisse Carnot's Veranlassung gegeben hat, ich meine seine Lobrede auf Vauban.

Der Unerschrockenheit des berühmten Marschalls, seiner Uneigennützigkeit und seinem Wissen, war schon durch Fontenelle's Mund in einer Weise gehuldigt worden, daß es schwer schien, jenem noch Etwas hinzuzufugen. In der That, durch welche Worte vermöchte man würdiger das Leben eines Kriegers zu bezeichnen, als durch diese wenige Zahlen: „Vauban leitete die Arbeiten an 300 Festungen; er erbaute 33 neue, belagerte 53 Plätze und nahm Theil an 140 Gefechten." Und klingen die folgende Worte nicht wie dem Plutarch entlehnt? „Vauban's Sitten blieben von den glänzendsten Auszeichnungen unberuhrt, und es bedurfte zu diesem Siege nicht einmal eines Kampfes. Er schien, mit einem Worte, ein Römer, den unser Jahrhundert den gluckltchsten Zeiten der Republik entnommen hätte!"

Man hätte erwarten sollen, Vauban's Lobrede aus der Feder eines Genieoffiziers würde hauptsächlich in einer genauen Würdigung der Vertheidigungs- und Angriffsmittel bestehen, mit welchen der Marschall die Kriegskunst bereichert hat. Dies zu thun war aber nicht die Absicht Carnot's gewesen: Vauban erschien ihm vorzuglich bewundernswerth durch die Vorzüge seines Herzens, durch seine Tugenden und seine Vaterlandsliebe. „Er gehörte, sagte Carnot, zu denjenigen, welche von der Natur ausschließlich zum Wohlthun der Welt geschenkt werden, welchen, wie den Bienen das Bedürfniß angeboren ist, fur das allgemeine Wohl zu wirken, welche ihr eigenes Schicksal nicht von dem des Staates trennen wollen, und die als wahre und ächte Mitglieder des gesellschaftlichen Verbandes

mit der Menschheit leben und bluhen, mit ihr leiden und schmachten."

Der Prinz Heinrich von Preußen war in der Sitzung der Akademie zu Dijon gegenwärtig, in welcher die Lobrede auf Vauban gelesen und gekrönt wurde. In den unzweideutigsten Ausdrucken gab er den Genuß zu erkennen, den ihm die Rede gewährt hatte; mundlich und schriftlich gab er dem Verfasser die Versicherung seiner Hochachtung. Wetteifernd mit dem Prinzen Heinrich ging der Prinz Condé, Vorsitzender der Versammlung, in seiner Eigenschaft als Gouverneur von Burgund noch über die Wohlwollensbezeugungen hinaus, welche dem jungen Offizier vom Bruder Friedrich des Großen zu Theil wurden

(Schluß folgt.)

——————0o0——————

Religiöser Fanatismus in Amerika.

Wir haben unter dieser Ueberschrift schon mehrere Artikel in der „Atlantis" veröffentlicht, und können dieselbe in der That als eine stehende Rubrik betrachten, denn jeder Tag bringt neue Ausgeburten des Fanatismus mit sich, die an Tollheit und Verrücktheit den ärgsten Scenen des Mittelalters nicht nachstehen. Wir haben heute eine Reihe von Mordthaten aus religiösem Wahnsinn zu erzählen, die in dem Staat der „blauen Gesetze", Connecticut, vorgefallen sind, und die einen wesentlichen Beitrag zur Sittengeschichte dieses Jahrhunderts und des amerikanischen Volkes bilden. Sage man nicht, daß solche Vorfälle zu vereinzelt dastehen, als daß man von ihnen auf den allgemeinen Bildungsstand des Volkes schließen könnte! Zur Beurtheilung des Mittelalters nimmt man die Hexenprozesse und Ketzergerichte; weßhalb sollten wir bei Beurtheilung unserer Zeit uns nicht an solche Vorfälle halten, in denen sich der allgemein verbreitete Geist der religiösen Heuchelei und Intoleranz an einem speziellen und schrecklichen Beispiele zeigt? Für solche Vorfälle, wie wir hier mittheilen müssen, ist nicht nur ein Kreis von einzelnen wahnsinnigen Menschen verantwortlich, eine kleine Gemeinde, mit einem verrückten Weib als Prophetin an der Spitze, sondern die allgemeine Bigotterie und religiöse Heuchelei, welche im ganzen amerikanischen Volke verbreitet ist, die das System des öffentlichen Unterrichtes verfälscht, und die erlaubt, daß eine zahlreiche Menschenklasse blos von der Ausbeutung der menschlichen Dummheit lebt. Der Wahnsinn, der den Mord in New Haven veranlaßt hat, beschränkt sich nicht auf die in dem blutigen Drama mithandelnden Personen, sondern ist in größerer oder geringerer Stärke über alle Kirchen und Gemeinden des Landes vertheilt, und jede Metho-

bistenkirche, jeder puritanische Pfaff, jeder schleichende, heuchelnde Jesuit hat seinen Theil daran. Besonders in dem wegen seines Puritanismus, Nativismus und Temperenzfanatismus verrufenen Connecticut sind solche Vorfälle in der allgemeinen Stimmung des Volkes begründet, und diejenigen Leute, welche sich über den Mord entsetzen, sollten zuerst mal ihre Priester, als indirekte Mitschuldige an der wahnsinnigen That, aus ihrer Mitte vertreiben.

Hören wir übrigens den Hergang der Sache: Unsere Wechselblätter berichten:

„New-Haven, Connect., Dez. 26. (Mord aus religiöser Verrücktheit.) Ueber die bereit per Telegraph gemeldete Ermordung eines Farmers, Namens Justus Mathews, erfährt man jetzt folgende Einzelheiten: In New-Haven lebt eine alte Frau Namens Shoda Wakeman, welche in einer kleinen Gemeinde von Milleriten als Prophetin fungirt. Sie ist direkt vom Himmel abgesandt, um die böse Welt auf den Pfad des Heils zu führen und zu diesem Zwecke natürlich auch mit der Gabe, Wunder zu verrichten, ausgerüstet worden. Ja sie behauptet, es bedürfe nur eines Winkes von ihr, um die ganze Welt zu zerstören. Es gelang ihr, eine kleine Anzahl von Gläubigen, unter ihnen einen anrüchigen alten Kerl, Namens Sly, um sich zu versammeln, und es wurden regelmäßig Versammlungen in ihrem Hause abgehalten. Einer ihrer Anhänger, dem Zweifel an der göttlichen Sendung der alten Hexe aufgestiegen waren, gab ihr eines Tages in einem Kuchen eine Portion Arsenik, welchen sie verzehrte, aber, da die Dosis zu stark war, wieder glücklich von sich gab. Mit diesem Wunder stieg natürlich das Ansehen der Alten bis in's Unbegränzte. Nun befand sich aber unter ihren Gläubigen auch der erwähnte Mathews, welcher aus irgend einem unbekannten Grunde ihr Mißfallen erregt hatte. Sie behauptete, er habe den Teufel im Leibe, er habe sie verhext, sie müsse sterben, wenn er nicht beseitigt würde und dann — würde die Welt untergehen. Verschiedene Versuche, den Teufel auszutreiben, mißlangen, und die Alte fuhr fort ihren bösen Feind anzuklagen. Da faßte die Gemeinde, entsetzt über die drohende Aussicht eines nahen Weltuntergangs, einen heroischen Entschluß. Am 24. war wieder Versammlung, in der Mathews zugegen war. Man blieb bis spät in die Nacht zusammen, und am andern Morgen fand der Sohn von Mathews seinen Vater in einem Zimmer als Leiche. Seine Hände waren mit einem Strick zusammengeschnürt, und der Hals von Ohr zu Ohr durchgeschnitten. Sly, der mit mehreren Andern verhaftet wurde, hat bereits den Mord eingestanden. Mehrere Mitglieder der „Gemeinde" leisteten ihrem „Vorsteher" Sly hülfreiche Hand.

Also geschehen im Jahre des Herrn 1855, in dem aufgeklärtesten Lande der Welt.

Nachträglich erhalten wir noch umständliche Nachrichten über das Ergebniß der in dieser Sache geflogenen Untersuchung. Es geht daraus hervor, daß der Vorsteher Sly den Mord allein, aber mit Vorwissen der ganzen Gemeinde und auf Anstiften der Prophetin verübte. Der Grund, warum Mathews sterben mußte, war, daß die Prophetin glaubte, der böse Geist sei aus der Person eines gewissen Amos Hunt, welcher den erwähnten Vergiftungsversuch machte, in Mathews gefahren. Sie schloß dies aus dem behexenden Blicke, welchen Mathews ihr zuzuwerfen pflegte. Dieser selbst war von seiner Besessenheit vollkommen überzeugt, ließ deswegen verschiedene Austreibungskunste an sich versuchen, und sich am Abende seiner Ermordung, wie öfter zuvor, die Augen verbinden und die Hände binden. In diesem Zustande wurde er, und wie die Zeugen versichern, mit seiner Zustimmung, von Sly, dem Bruder der Wakemann, ermordet. Während der Verubung der That sangen und beteten die Gläubigen in einem Nebenzimmer.

Die Prophetin machte im Verhöre folgende Aussage:

„Ich bin 70 Jahre alt, lebte 17 Jahre in N. Haven, hatte 17 Kinder, von denen neun noch leben. Seit 20 Jahren bin ich Wittwe. Seit 30 Jahren bin ich eine Abgesandte Gottes. Damals kam die Religion bei mir zum Durchbruch und seit der Zeit wandelte ich mit Jesus Christus. Ich lernte zuerst Religion, als mein Mann mich mißhandelte und ich den Tod erwartete. Mein Mann brachte mich um das Leben. Sieben Stunden war ich todt und dann ward ich zu den Engeln gebracht. Als ich in den Himmel eingiug, standen zwei Engel an meiner Seite und berührten mich mit ihren glänzenden Schwertern. Christus kam zu mir mit seinen von Nägeln durchbohrten Händen und er sprach zu meiner Seele. Ich betete und es kam ein anderer Engel und brachte mich in das Paradies, wo ich Adam und Eva und alle anderen Geister sah. Christus hatte die Dornenkrone auf und sah aus wie damals, als er gekreuzigt wurde. Gott saß auf dem Throne in aller seiner Glorie. Um ihn waren die Engel in ihren weißen Gewändern und die Geister waren alle glucklich. Ein Geist kam, ergriff mich und brachte mich wieder auf die Erde zurück, und als ich hier ankam, sah ich meine Leiche auf dem Boden liegen und ich fühlte mich sehr unglucklich, da ich wieder auf dieser bösen Erde leben mußte. Bald sah ich auch meinen schlechten Mann und er rief aus: Bei Gott, sie ist wieder lebendig! Später kamen wieder zwei Geister und Christus, und ich fiel nieder vor ihm. O ich war so glücklich! Letzte Nacht trug ich dem lieben Gott meinen Fall vor, und hatte eine Offenbarung von ihm. Er sagte mir, daß jener Mann (Mathews) den Bösen in sich habe. Er hat ihn geerbt von Amos Hunt, der mich vergiften wollte u. s. w."

Diese Aussagen der Prophetin bestätigen also vollkommen die Wahrheit Alles dessen, was die Herren Geistlichen seit Jahrhunderten von dem Himmel und der ewigen Glückseligkeit gepredigt haben. Hoffentlich werden die Ungläubigen in sich gehen.

In derselben Zeitung finden wir folgende Notiz:

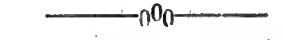
„Mord. New-Haven, 1. Jan. Ein wahnsinniger Mann, Namens Charles Sanford, ungefähr 26 Jahre alt, verübte gestern in Woodbridge, 6 Meilen von hier, 2 Mordthaten. Er befand sich vermuthlich im Walde, wo er Holz hackte, und tödtete Herrn Enoch Sperry, der in einem Schlitten vorbeifuhr. Er hackte ihm mit der Axt den Hals ab. Der Gemordete ist der Sohn des Staatssekretärs. Nach dieser That begab sich Sanford in das Haus eines Farmers, Namens Ichabod Umberfield, den er gleichfalls mit der Axt erschlug. Sanford ist verhaftet und scheint vollständig verrückt zu sein. Er ist ein Neffe von Almoron Sanford, welcher auf den Verdacht einer Betheiligung bei der Ermordung von Justus Mathews verhaftet worden war."

Was soll man zu solchen Vorfällen sagen?

Ebenso, wie man an einem hartnäckigen, boshaften Geschwüre die Verdorbenheit der Säfte und die Entmischung des Blutes erkennt, ebenso wie sich durch eine einzige niederträchtige Handlung der gemeine Charakter eines Menschen offenbart: ebenso geben uns die hier erzählten Verbrechen Gelegenheit, die faulen Säfte im Leben des Volkes zu erkennen. Wir finden überall Belege dafür, daß diese religiöse Manie eine allgemeine Eigenschaft des amerikanischen Volkes ist, oder doch wenigstens aus Heuchelei und Eigennutz geduldet und begünstigt wird. Geht durch die sträfliche Unaufmerksamkeit eines Eisenbahnbeamten ein Zug zu Grunde, so wird die Vorsehung als Urheber angeklagt. Irgend ein Unglück oder ein Verbrechen, aus Eigennutz und Habsucht begangen, wird jenem Allmächtigen in den Wolken aufgebürdet, der, wenn er wirklich für Alles verantwortlich wäre, was amerikanische Coroners-Juries ihm aufbürden, alle Mörder der Welt an Verbrechen überträfe. Von der Predigt jener Priester, welche die Ursache des bekannten Eisenbahnunglückes bei Norwalk an der New Haven Bahn davon herleiteten, daß der Zug die Sabbathruhe verletzt habe, bis zu dem Wahnsinn des alten Ely ist nur ein kleiner Schritt.

Was wird man nun thun? Man wird die unglücklichen Urheber des Verbrechens für irrsinnig erklären, und den öffentlichen Irren-Anstalten überweisen, und Alles bleibt beim Alten. Tausend Sekten aller Art werden sich nach wie vor mit der Propapanda des Wahnsinnes beschäftigen; Mormonen, Mennoniten, Milleriten, Quäker, Wiedertäufer aller Sorten und Arten, untermischt mit den Jesuiten, werden die Begriffe verwirren und die Gemüther aufregen, ganz, wie vorher. Allerdings, wir ha-

den hier Religionsfreiheit, und jedem Unsinn steht Thür und Thor offen. Aber auch diese Religionsfreiheit hat ihre Grenzen an den allgemeinen constitutionellen Bestimmungen über bürgerliche Freiheit und persönliche Sicherheit, und solche Vorfälle, wie die hier berichteten, sind wohl im Stande, Besorgnisse zu erregen und uns aufzufordern, diese Grenzen mit neuen und bessern Vertheidigungsmitteln zu versehen.



Zur Schulfrage.

Die „San Antonio Zeitung" publizirte vor einiger Zeit einen Artikel über Schulwesen und Schulzwang, in welchem sie bedauerte, daß dem Congresse und der Föderalregierung keine Gewalt über das Schulwesen zustehe. In dem „San Antonio Ledger" vom 1. Dez. '55 finden wir einen größeren Aufsatz über dasselbe Thema und eine Reihe von Bemerkungen über das Schulwesen, welchen wir, einzelne Punkte abgerechnet, unsere vollständige Zustimmung nicht versagen können. Diese Bemerkungen beziehen sich darauf, die Erziehung national zu machen, und sind mit Ausnahme eines einzigen Punktes, — die Alleinherrschaft der englischen Sprache in den Primärschulen betreffend, — so freisinnig und vorurtheilsfrei, daß wir kaum einen Amerikaner als den Verfasser des Artikels vermuthen zu können. Unter mehreren vortrefflichen Vorschlägen, welche der Verfasser über das Schulwesen macht, heißt es im dritten Abschnitte, daß die Exekutive in Washington die oberste Aufsicht über alle Schulen dieser großen Union haben solle, und am Schlusse wird die Einrichtung einer Ver. Staaten Schule anempfohlen, als eines Centralpunktes sämmtlicher wissenschaftlichen Bestrebungen in Amerika, als eines Schlußsteines des gesammten National-Schulsystemes. Mit großer Genugthuung sehen wir solche Vorschläge, deren Erfüllung schon längst den Gegenstand unserer lebhaftesten Wünsche bildete, in einem anglo-amerikanischen Blatte auftauchen; wenn solche Ansichten unter dem amerikanischen Publikum ein Echo finden, dann ist Alles zu hoffen. Uns giebt dieser Vorschlag, und die Bemerkung der „San Antonio Zeitung", daß dem Congresse und der Förderal-Regierung keine Befugniß zustände, sich in das Schulwesen zu mischen, eine willkommene Veranlassung, über das Verhältniß des Schulwesens zu den verschiedenen staatlichen Gewalten und über die Kompetenz der letzteren einige Bemerkungen zu machen, die vielleicht geeignet sind, den Charakter der Schule, wie die Bedeutung des Staates verständlich zu machen.

Die Föderativ-Verfassung der nordamerikanischen Republik mit ihrer Eintheilung in Gemeinden, Counties, Staaten, Union, ist gewiß vortrefflich, und gewährt, richtig ausgeführt, neben der größtmöglichen Sicherheit des Ganzen die größtmögliche Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Theile. Wie übrigens die einzelnen Befugnisse zwischen der General-Verwaltung, den einzelnen Staaten, den Counties, den Gemeinden vertheilt werden müssen; dies ist eins der schwierigsten Kapitel der inneren Politik der Union; es sind die irrigsten Ansichten über das Verhältniß der Staaten zu der Union und über die sogenannte Volkssouveränität vorhanden. Es ist bekannt, daß die demokratische Partei der General-Regierung nur „übertragene“ Gewalten zuschreibt, d. h. nur solche Befugnisse, welche ausdrücklich durch das Staatsgrundgesetz dem Congresse übertragen sind. Die Constitution hat nun allerdings dem Congresse eine gewisse Anzahl von Befugnissen eingeräumt, und diejenigen, welche sich zu einer „strikten“ Auslegung der Constitution verstehen, wollen dem Congresse keine andere Befugnisse zugestehen, als welche wörtlich und speziell in der Constitution angeführt sind. Es mag sein, daß bei der herrschenden Corruption in Washington eine Eindämmung der Congreßgewalten vorübergehend nützlich sein mag, — obwohl die Corruption sowohl die Staatsverwaltungen, wie den Congreß angefressen hat, und in dieser Beziehung also kein Unterschied zu machen ist, — so scheint uns doch eine solche buchstäbliche Auslegung der Constitution weder mit der Absicht ihrer Verfasser, noch mit dem Charakter unserer politischen Institutionen übereinzustimmen. Wenn man von dem Grundsatze ausgeht, daß die gesetzgebende Macht im amerikanischen Volke ruht, so ist auch noch heute, wie zur Zeit der Gründung der Constitution, das Volk berechtigt, einzelne Theile dieser Macht an die General-Regierung zu übertragen, denn das Recht, Gesetze zu geben, Vollmachten auszustellen, Befugnisse zu übertragen, hat sich durch die Abfassung der Konstitution nicht erschöpft. Wir glauben daher, daß man namentlich in dieser Beziehung die Konstitution nicht buchstäblich interpretiren dürfe. Wir glauben, daß die einzeln Befugnisse, welche die Konstitution direkt und ausdrücklich dem Kongresse zuschreibt, nur beispielsweise angeführt sind, um zu zeigen, welcher Art die Geschäfte sind, die zur Kompetenz der Föderal-Regierung gehören. Wir glauben, daß der allgemeine Aufschwung, den die Bedürfnisse und Interessen des amerikanischen Volkes seit Gründung dieses Staaten-Bundes genommen haben, auch eine Vermehrung der Pflichten und Rechte der Föderal-Regierung, nebst einer Vermehrung der Macht und Selbstständigkeit der einzelnen Staaten zur Folge haben müsse. Wir gehen von der Ansicht aus, daß die Frage, ob Etwas zur Competenz des Congresses gehöre oder nicht? nicht so sehr von der Constitution, als von den Eigenschaften und dem Charakter des

in Rede stehenden Geschäftes abhänge. Wir finden es ganz natürlich, daß lokale Sachen, von den Lokalbehörden, staatliche Geschäfte von den Staatsbehörden, nationale und allgemein humane Angelegenheiten dagegen vom Congreß abgemacht werden. Für die letzteren, für die rein humanen, allgemein menschlichen Angelegenheiten, welche über die Grenzen der nationalen Interessen hinausgehen, wird die Zukunft noch eine höhere Behörde, den Völkercongreß, creiren. Einstweilen beschränken wir uns auf die bestehenden Organe des Staates, wie sie in der Constitution dieses Landes eingerichtet sind.

Eine solche aus der Sache selbst hervorgehende Beurtheilung scheint uns mit dem ganzen Charakter der Zeit, mit dem Gange, den die Wissenschaft genommen hat, und mit der allgemeinen Weltanschauung übereinzustimmen. Während man früher systematisirte und construirte, und die Systeme eher hatte, wie die Thatsachen und Beobachtungen, entwickelt man jetzt die Systeme und Gesetze aus den Thatsachen heraus. Diese Immanenz der Beurtheilung, — wenn wir uns so ausdrucken dürfen, — welche von der Philosophie erfunden worden ist, hat die glücklichsten Resultate auf dem Gebiete der Naturwissenschaften hervorgerufen, und gibt dem Jahrhundert einen mächtigen Impuls zum Fortschritt. Jedes Ding hat seinen Werth und sein Maaß in sich selbst, und kann nur nach seinen eigenen Eigenschaften beurtheilt werden. Durch die Anwendung dieses Satzes bringt man die so lange versagte Gerechtigkeit in das Urtheilen. Diesen Satz müssen wir auch in der Politik anwenden. Welch eine Verwirrung herrscht in den Kreisen der amerikanischen Politiker über die Frage des Competenz, über die Grenzen der Föderalgewalt, über die Beschaffenheit der Volkssouveränität, über die Grenzen der gesetzgebenden Gewalt xc. xc. Wir wollen nur an drei der hauptsächlichsten Fragen der Tagespolitik erinnern, an die Bestimmung der Kansas- und Nebraskabill über Sklaverei, an die inneren Verbesserungen und an das Temperenzgesetz. Während die Frage der Sklaverei eine Frage der allgemeinen Menschlichkeit und des nationalen Gesammtinteresses ist, und die innern Verbesserungen sich in allgemein nationale und speziell staatliche theilen, ist die Temperenzfrage eine durchaus individuelle Sache, in welcher keiner einzigen Gemeinschaft irgend ein Gesetzgebungsrecht zusteht. Alle Verwirrungen der letzten Jahren wären vermindert worden, wenn man, anstatt willkührliche Theorien und allgemeine Systeme aufzustellen, jede einzelne Frage ihrem eigenthümlichen Werthe nach behandelt hätte.

Man verzeihe uns diese Abschweifung; sie schien uns zur Behandlung unseres speziellen Gegenstandes nothwendig, denn gerade die Schule und die Erziehung ist ein Gegenstand, welcher auf den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung nach einander die Thätigkeit der Familie,

der Gemeinde, des Staates, der Union, der Menschheit in Anspruch nimmt. Versuchen wir, diese verschiedenen Stufen kurz abzugränzen!

Die Erziehung der Bedürfnisse, Neigungen und Empfindungen gehört der Familie.

Die Elementarerziehung gehört der Gemeinde.

Die Erziehung zum bürgerlichen Berufe ist Sache des einzelnen Staates.

Die Erziehung zum freien republikanischen Bürger, zum selbstständigen, selbstthätigen und selbstbewußten Menschen, die wissenschaftliche und künstlerische Erziehung ist nationale Angelegenheit, und gehört hier in Amerika unbedingt zur Competenz des Congresses, bis daß ein höheres Tribunal gefunden wird, das die höchsten Zwecke der Menschheit vertritt.

Gehen wir auf den letzten Punkt näher ein. Der Congreß hat sich bisher fast ausschließlich mit pekuniären Interessen, mit Sklaverei, Zöllen, Geldverwilligungen ꝛc. beschäftigt, und daher rührt auch wohl die allgemeine Corruption, die in Washington herrscht, und der Egoismus der Parteien, von dem wir gerade im gegenwärtigen Momente ein eclatantes Beispiel sehen. Gibt man der Thätigkeit des Congresses eine höhere, weitere Aufgabe, so wird auch die ganze Haltung dieses großen politischen Körpers eine edlere und uneigennützigere sein. Die höchste Aufgabe desselben aber stimmt mit der höchsten Aufgabe der Nation selbst überein, sie besteht in der Verbreitung der Wissenschaften und Künste. Die Gesellschaft der Musen und Grazien paßt schon sein alter Zeit gut zu eine Republik. Wenn eine große Universität, die Trägerin der modernen Wissenschaft, mit Museen, Bildergallerien, Akademien, Sternwarten ꝛc. rings um das Capitol herumlägen, es würden die Berathungen im Capitole selbst an Würde, Gediegenheit und Inhalt gewinnen. Jetzt besteht die Umgebung des Capitols aus Bordellen und Spielhäusern. Das Volk der Ver. Staaten kann verlangen, daß der Sitz der Föderal-Regierung der Sitz der Intelligenz des Landes sei. Als die kleine Schweiz sich nach den Sonderbundskriegen reorganisirte, wurde gleich in der Verfassung bestimmt, daß eine eidgenössische Hochschule errichtet werden solle, — welch ganz andere Ansprüche kann in dieser Beziehung das Volk der Ver. Staaten machen? Geld ist haufenweise in den Kassen der Ver. Staaten; diese Republik ist im Stande, mehr für Wissenschaft und Kunst zu geben, wie Nikolaus, Viktoria, Louis Napoleon und Friedrich Wilhelm zusammen. Nicht nur kann die Republik die Mittel zur Intelligenz besser bezahlen, wie die Monarchie, sie braucht auch mehr Intelligenz, als sie. Ein souveränes Volk braucht viel mehr allgemeine wissenschaftliche Kenntnisse, viel mehr historische, philosophische, naturwissenschaftliche, national-ökonomische u.s.w. Kenntnisse für seine Beamten und Gesetzgeber, als eine Aristokratie, die nach den Vorurtheilen und dem Herkommen regiert wird. Es ist einmal de

Grundsatz allgemein angenommen, daß das Schulsystem in Amerika ein nationales sei, — obwohl dieser Grundsatz in der Praxis noch nicht ganz ausgeführt ist; — das einzige Mittel, diesen Grundsatz zur Wahrheit zu machen, ist die Einrichtung einer Verein. Staaten Hochschule, welche den andern Unterrichtsanstalten als Norm dienen und ihnen die nöthigen Lehrer verschaffen kann. Diese Schule muß den Schlußstein des ganzen Unterrichtssystemes bilden; ihre Existenz ist eine nothwendige Voraussetzung für alle andern Unterrichtsanstalten. Sie müßte natürlich so angelegt werden, wie es der Größe ihrer Aufgabe entspricht, mit Bibliotheken, Sammlungen aller Art, physikalischen Cabinetten, chemischen Laboratorien, Sternwarten und allem Zubehör versehen, mit einer Akademie für Wissenschaften, einer Abtheilung für schöne Künste ꝛc. bereichert, ein Organ zur Weiterführung der Wissenschaft, wie zur Verbreitung derselben. Eine solche Anstalt könnte in viel umfassenderer Weise das leisten, was die Akademie der Wissenschaften in Berlin, das „Institut" und das „Längenbureau" in Paris und ähnliche Institute in Europa nur annäherungsweise erreichen, weil hier sowohl die materiellen Mittel in reichem Maaße vorhanden sind, als auch die politische und religiöse Freiheit unbegränzt ist. Die wissenschaftlichen Resultate einer solchen Anstalt würden die kühnsten Erwartungen und Berechnungen übertreffen, und selbst auf die gelehrten und wissenschaftlichen Anstalten Europa's eine mächtige Rückwirkung ausüben. Ein Klang der berühmtesten Namen würde sich um dieses Institut versammeln, und die Blicke der ganzen gebildeten Menschheit auf dieses Land richten. Fürwahr, der Plan einer Verein. Staaten Hochschule hat eine weite Perspektive; wir wüßten kaum, welch eine glänzendere That der Genius dieses Jahrhunderts vollbringen könnte.

Der Kongreß hat bis jetzt nur zwei wissenschaftliche Anstalten unter seiner Aufsicht und Leitung, das Smithsonian Institut zu Washington und die Militär-Akademie zu Westpoint; beide sind aber zu exclusiv, als daß sie den Namen nationaler Anstalten verdienten und einen passenden Platz in dem Systeme der Volkserziehung einnähmen. Die Hochschule müßte unserer Ansicht nach die Vereinigung einer Universität, nach dem Muster der größeren europäischen Universitäten, mit einer wissenschaftlichen Akademie in der Art, wie das „Institut" in Frankreich, sein, und denselben Grundsätzen, nach denen das allgemeine Volksschulwesen eingerichtet ist, folgen, so daß die Theilnahme an den Vorlesungen jedem Manne aus dem Volke unentgeldlich frei steht. Unter der permanenten Aufsicht des Volkes und des Kongresses würde sich hier ein Wetteifer wissenschaftlichen Strebens zeigen, der an die olympischen Spiele der Griechen erinnert. Die Griechen waren ein jugendliches Volk und ihre nationalen Vergnügungen waren dem gemäß, aber die Völker dieses Jahrhunderts sind ernster und älter geworden, denn ihr

olympischer Cirkus liegt im Reiche der Ideen, der Entdeckungen und Erfindungen.

So sehr auch die Wissenschaft zu den republikanischen Ideen und Institutionen paßt, so wenig verträgt sie sich mit der einseitigen Auffassung des Selfgouvernements„ welche wir oft in Amerika finden. Mehr, wie Alles in der Welt, ist die Wissenschaft socialistischer Natur; eine Entdeckung reiht sich der andern an, eine Forschung unterstützt die andere; eine Wissenschaft steht im Bunde mit der andern. Kein Forscher, kein Denker kann isolirt und mit eigenen Mitteln das zu Stande bringen, was er im Verkehr mit andern Denkern und umströmt von der wissenschaftlichen Luft einer großen Universität leisten kann. Die Männer der Wissenschaft, ein Humbold, Arago u. s. w. sind echte Socialisten, denn sie erwerben und benutzen die Schätze der Wissenschaft gemeinschaftlich. Aus dieser „universellen" Natur der Wissenschaft geht es schon hervor, daß ihr eine „Universität" angewiesen werden muß, d. h. eine Anstalt, wo alle Wissenschaften vertreten sind und im freien Verkehr mit einander stehen, und um eine solche Universität zu Stande zu bringen, bedarf es der Kräfte einer großen vereinigten Nation.

Welche Rückwirkung die Einrichtung einer solchen Anstalt auf das ganze Unterrichtssystem der Union bis zu der kleinsten Dorfschule herunter haben würde, läßt sich kaum absehen. Bisher ist im ganzen amerikanischen Volksschulsystem, so vortrefflich seine Intentionen auch sein mögen, kein Plan, keine Einheit, keine Consequenz, keine Uebersicht. Jedes einzelne Schulkollegium, jeder einzelne Schulsuperintendent handelt für sich. Die verschiedensten Methoden und Maximen herrschen in den Schulen. Dies stimmt nicht zusammen mit der großen Uniformität, welche man sonst in den hiesigen Sitten und Gebräuchen findet. Noch weniger paßt dies zu dem nationalen Charakter, den das Volksschulwesen beansprucht. Durch Gesetze, Reglements u. s. w. läßt sich hierin keine Aenderung herbeiführen, — denn es ist ein großer Unterschied zwischen einem Reglement und dessen Ausführung, — sondern nur durch der Wissenschaft selbst, die in ihren hauptsächlichsten Resultaten immer einig und consequent ist. Ohne eine solche Universität fehlt dem nationalen Erziehungssystem nicht nur den Kopf, sondern auch die Basis, die Vorbedingung, das allgemeine Maaß, nach welchem die gesammte Volkserziehung geleitet wird.

Wir könnten noch lange fortfahren, die Unentbehrlichkeit und die großen Resultate einer solchen Anstalt nachzuweisen, — aber es hieße, tauben Ohren predigen. Es ist traurig, große, glänzende Hoffnungen aufzurollen mit der sichern Einsicht, daß sie sich nicht erfüllen. Ja, wenn die amerikanischen Politiker in der Mehrzahl Leute wären, wie

Seward von New-York, Staatsmänner, die den Werth wissenschaftlicher Erziehung begreifen, weil sie dieselbe genossen haben, Leute von universeller Bildung, Denker, Philosophen: — dann könnte man an die Realisirung eines solchen Planes denken. Aber diese Routiniers, welche im Kapitole sitzen, sind zu solchen Gedanken nicht fähig; sie sind in den Kongreß gekommen, ohne daß sie nothwendig hatten, die Schule der Wissenschaft durchzumachen, und denken, daß andere Leute dies auch nicht nothwendig haben. Anstatt der Wissenschaft einen Tempel zu bauen, führen sie die Sklaverei in die Territorien ein, und — zanken sich um die Beute.

Thomas Dhele.

Ein Philosoph des achtzehnten Jahrhunderts.
(Nach Arsene Houssaye für die „Atlantis" von Ed. Lorich.)

Dhele war ein Engländer. Unter dem Namen Thomas Dhele wurde er um das Jahr 1771 in Frankreich bekannt. Sein eigentlicher Name war Hales.

Er war geboren 1740 in der Grafschaft Gloucester. Sein Vater, ein Baronet und ein Mann von kühnem, abentheuerlichem Geiste, wünschte, daß der einzige Abkömmling seines etwas berühmten Hauses den Schrecken der See die Stirne biete, deßhalb trat Thomas Dhele nach einer ernsten und arbeitsamen Jugend in den Seedienst und focht tapfer im Jamaika-krieg. Dann reiste er über den ganzen Erdball, weilte lange in Italien und kam um das Jahr 1770 nach Paris, nachdem er die Reste seines Erbes durch Reisen sehr vermindert und, wie Gretry sagte, manchen Fußtritt von Bacchus und Venus erhalten hatte. Trotz seiner Leidenschaft für Vergnügungen bewahrte sein Gesicht stets den Ausdruck von Heiterkeit und ernster Würde, ja es war, so zu sagen, ehrwürdig. Von feinem Schnitt erinnerten die Züge seines Antlitzes an die schönen Porträte des englischen Hofes von Vandyke, seinen Mund umspielte das Lächeln verächtlicher Gleichgültigkeit. Er war nicht lange in Paris, ehe er sich vollends ruinirte, — wer hält es für möglich! — für die Wirthin des Hotels, wo er abgestiegen war. Als er sich ganz ohne Mittel fand, begann er Lustspiele zu schreiben für das italienische Theater. Sein Genie war so groß, daß sein erstes Stück ein Meisterwerk war, was Bühnenkenntniß und Dialog betrifft. Er arbeitete langsam, konnte aber nicht dazu gebracht werden, seine Werke zu revidiren, weil, wie er sagte, das Urtheil des

Morgens nichts mehr werth sei, als das des vorhergehenden Abends. — Vom italienischen Theater erhielt er im Durchschnitt über tausend Kronen jährlich. Aber was ist diese Summe für einen englischen Baronet, der auf seinen Reisen sein Erbe in die vier Winde gestreut hatte? Während der zehn Jahre, die er in Paris zubrachte, lebte er nie länger als drei Monate hinter einander bequem. Dank seiner Verschwendung verbrachte er sein Leben im Schuldgefängnisse oder im Kaffeehaus. Aber auch in der äußersten Armuth verlor er weder den edlen Stolz des Genies, noch die Würde im Betragen. Noch so schlecht gekleidet, verrieth sein Gang den Mann von Adel. Gretry, der einige Notizen über ihn hinterließ, erzählt, daß er ihn lange Zeit fast nackend sah, aber nie flößte er Bedauern ein, „sein edles und würdiges Gesicht schien zu sagen: „Ich bin ein Mann, was kann ich mehr verlangen?““ Er vereinigte in sich den Stolz des Spaniers und die Ruhe des Engländers.

Ohele war einer der besten Kritiker seiner Zeit, obgleich er nie seine Kritiken niederschrieb. Auf der Bühne erlitten seine Entscheidungen keine Appellation. Er sah immer klar am politischen Horizont und die Herausgeber der Tagesblätter wetteten oft auf seine Conjekturen. Nie sprach er von sich selbst, sowohl aus kluger Nachsicht für Andere als auch aus Selbstachtung.

Er machte sein Debüt auf dem Theater in Verbindung mit Gretry, mit dem „Urtheil des Midas“. Es ist dies ein reizendes Lustspiel. Der originelle Genius Ohele's, getragen von der schönen und der lebendigen Musik Gretry's, vereinigte zu dessen Gunsten die Stimmen aller Pariser, die es ergötzlich fanden, die Engländer in der komischen Oper zu applaudiren, während sie dieselben auf dem Ozean verwünschten. Der Erfolg war brillant. Dichter und Musiker wurden herausgerufen; Ohele, schlecht genug gekleidet, kam mit ernster Miene, weder erfreut noch betrübt. „Es ist dies," sagte er, „der nothwendige Epilog meines Lustspiels." Da Apollo im ersten Akt aus den Wolken fällt, rief ein Witzbold: „Hr. Ohele, da Ihr Stück vom Himmel kommt, muß es auch nothwendig dahin zurückkehren." Die Akademie nicht wissend, was andres zu thun, begann den Dichter über die Worte „das Urtheil des Midas" zu behelligen. Ohele's einzige Antwort war, daß er sein Lustspiel der Akademie widmete.

Ein Jahr nachher beendigten Ohele und Gretry, die stets auf zartem Fuße miteinander standen, das Lustspiel „der eifersüchtige Amor“. Den Stoff hatte ein englisches Lustspiel „das Wunder" geliefert. Dieses Stück wurde zuerst in Versailles mit großem Erfolge gespielt. Am Tage der Vorstellung, während Gretry mit stolzen Schritten den Pallast maß, saß Ohele einfach in der Kneipe über einem Glas Wein, wie ein Mann frei von aller menschlichen Eitelkeit. Der Erfolg des „eifersüchtigen Amor" war noch größer im italienischen Theater. Man begann sich zu

vollständiger Roman in Auffassung, Charakteren und Begebenheiten. Dieser Roman von acht Seiten, ohne Abschweifung, ohne ermüdende Länge, ohne Nichtigkeiten, war eine Satire auf die Romane des achtzehnten Jahrhunderts; er könnte noch mehr eine Satire auf die Romane der Gegenwart sein.

Langes Aufbleiben des Nachts, viele Liebeleien, die schlechte Luft der Theater, Kneipen und des Gefängnisses brachten Dhele eine Lungenkrankheit und in kurzer Zeit stand er an der Pforte des Todes. Fast den den ganzen Monat Februar 1780 brachte er im Bette zu. Im Frühlinge stand er auf und glaubte sich außer Gefahr. Er schrieb wieder Lustspiele und verliebte sich auf's Neue. Diesmal widmete er seine An etung der Signora Bianchi, die sich herabließ, ihn unterhaltend zu finden, die ihn vielleicht wegen seiner Einfachheit liebte. Die Monate April und Mai waren für ihn ein wahrer Liebesfrühling. Es ist sonderbar! Dieser ernste Mann war wie ein Kind an der Seite einer Frau; dieser kalte Engländer liebte mit all der sentimentalen Zärtlichkeit eines Franzosen. Er sprach von der Liebe, wie er über Alles sprach, ohne Wortschwall. Es ist immer dieselbe, kurze, stumme Beredsamkeit.

„Wissen Sie nichts zu sagen, Dhele?" fragte ihn Madame Bianchi eines Abends. „Ich liebe Sie." — „Und dann?" — „Sie sind sehr schön." — „Und dann?" — „Ich liebe Sie."

Dhele hatte Recht.

Als das italienische Theater geschlossen wurde, reiste die Signora nach Italien. Dies war der Todesstreich für unsern armen Philosophen; denn nach Meinung der ganzen Welt starb er aus Liebe. Umsonst versuchte er diese reizende Schauspielerin in Frankreich zurückzuhalten. — Alles, was er zu seinem Troste erlangen konnte, war ein Versprechen, ihn in Venedig erwarten zu wollen. Zwei Monate lang versuchte er es vergeblich, Geld zur Reise aufzutreiben. Keine einzige mitleidige Seele erbarmte sich seiner. Gretry bot ihm hundert Louisdor's an, aber für eine komische Op,r, die er vor seiner Abreise schreiben sollte. Er begann zu arbeiten mit zu viel Hast und wurde krank. Einmal im Bette, vertauschte er es nur mit dem Sarge.

Unter seinem Kopfkissen hatte er einen Reisekalender und seine unvollendete Oper. Die Situation der Charaktere in diesem Stück zog ihn ab von seiner eigenen Lage. Er suchte sich manchmal seinen schweren Kummer zu verbergen, aber dieser fraß ihm am Herzen und tödtete den armen Dulder. Um stets allein mit seiner Liebe zu sein, verbat er sich alle Besuche. Gretry jedoch gelang es, in sein Schlafzimmer zu dringen, aber es war erst in der Stunde des Todes. „Wie geht's, Dhele?" — „Besser." — „Und unsere Oper?" — „Zwei Akte."

Odele blätterte in seinem Reisekalender. „Was suchen Sie?" — „Meine Route." — „Wohin gehen Sie?„ — „Nach Venedig." — „Es ist also eine ernstliche Leidenschaft?" — „Ja."

Odele, der sich erhoben hatte, fiel zurück auf sein Kissen. Gretry erschrack über die plötzliche Blässe seines Gesichts und den starren Blick seiner Augen. „Wünschen Sie etwas zu trinken?" fragte er. — „Nein." — „Was wünschen Sie, mein armer Freund?" — „Meinen Reisekalender." Bei diesen Worten verschied Odele.

Was soll ich noch sagen über diesen Mann, der uns so fremdartig erscheint wegen seiner großen Einfachheit? Ich werde nichts sagen, denn er würde aus seinem Grabe rufen: „dies ist gedruckt!" oder vielleicht an die schönen Worte des Pythagoras erinnern: „Schweige, oder sage etwas, das besser ist als Schweigen."

Auflösung der Union.

Wir haben in der vorigen Nummer über das „manifest destiny" der Union gesprochen, und müssen nun dieser weiten Perspektive in eine große Zukunft eine minder glänzende Aussicht folgen lassen. Die Auflösung der Union ist nicht mehr nur ein Schreckbild, mit welchem die alten grauen Hunker vor abolitionistischen Tendenzen abschrecken wollen; nicht mehr nur die Drohung irgend einer vereinzelten Prosklaverei-Zeitung im Süden; nicht mehr nur der Wunsch irgend eines fanatischen Abolitionisten in Massachussetts: nein, sie ist eine für unvermeidlich erkannte Katastrophe, die sich schon jetzt in deutlichen und offenkundigen Anzeigen ankündigt. Schon jetzt steht die Maschine still; der Congreß kann sich nicht organisiren. Glaube man nicht, daß dieses Faktum blos dem Ehrgeize einzelner Persönlichkeiten und der Hartnäckigkeit einer Know-Nothing Fraktion zuzuschreiben sei. Der Bruch zwischen Süden und Norden ist da; er zieht sich durch alle Verhältnisse der amerikanischen Politik hindurch. Es ist Zeit, diese Thatsachen direkt und ohne Umschweife zuzugeben. Das Wehklagen über die Auflösung der Union ist nicht unsere Sache; wir wollen dies denjenigen überlassen, welche die Schuld daran theilen, den Prosklavereileuten, jenen dienstbaren Anhängern der demokratischen Partei, welche in ihrem Eifer, die Union zu erhalten, die Grundlage derselben, das Rechtsgefühl, die Menschenrechte, die Habeas Corpus Akte zc. aufgelöst haben. Der Auflösungsprozeß ist schon an vielen einzelnen Symptomen sichtbar, und das Schlimmste, oder vielmehr das Beste an der ganzen Sache ist, daß man kein Mittel hat, den drohenden Sturm zu be-

schwören, daß man ohne Widerstreben die Ereignisse sich erfüllen lassen muß.

Wie die Union sich in den letzten vierzig Jahren seit der Erwerbung Louisiana's gestaltet hat, verdient sie gar nicht, daß man ihre Auflösung betrauert. Alle Hoffnungen, welche die Menschheit auf die Union und ihre Zukunft setzte, sind unter dem Drucke der Sklaverei erstickt. Seitdem es hieß: „Ohne Sklaverei keine Union" mußte der Menschenfreund die Erhaltung der Union betrauern.

Als der Genius der Menschheit die Unabhängigkeitserklärung abgab und die Union gründete, da wagte er ein kühnes und neues Experiment, nämlich einen großen, mächtigen Staat ohne nationale, religiöse, dynastische oder militärische Basis zu gründen, einen Staat, so universell, wie die Menschheit, in welchem das absolute Recht für Jeden ohne Unterschied der Abstammung, Nationalität 2c. festgestellt werden sollte. Diese moderne Idee des Staates ist das natürliche Resultat der europäischen Staatenbildungen und der Cultur dieses Jahrhunderts. Sie ist das Vorbild des allgemeinen Völkerbundes, dieser letzten und höchsten Hoffnung der europäischen Revolution. Wenn Amerika fähig gewesen wäre, diese Idee zu realisiren, so gäbe es gewiß keinen Menschen, der hartnäckiger, wie wir, an der Union festhalten würde; wir würden in der Erhaltung der Union eine Bürgschaft für die universelle Freiheit des ganzen Menschengeschlechtes finden. Aber wir glauben, daß das Experiment verfehlt ist. Auch die Weltgeschichte macht, wie die Natur, verunglückte Experimente, und wir glauben, daß gerade dieser Versuch der modernen Staatenbildung so neu, schwierig und ungewöhnlich ist, daß es sich wohl mehrfacher und wiederholter Bemühungen verlohnt. Die Menschheit wird deßhalb ihr Ziel doch nicht aus dem Auge verlieren; sie wird deßhalb doch ihre Aufgabe erfüllen, aber sie wird zu neuen Mitteln greifen müssen. Die universelle Freiheit des Menschengeschlechts, die Feststellung eines absoluten Menschenrechtes, wird deßhalb doch durchgesetzt werden, aber leider scheint der Boden dieses Landes nicht vom Schicksal bestimmt zu sein, das Terrain dazu zu liefern; leider erweist sich die Union vollständig unfähig, das Problem des modernen Staates zu lösen,

Das Institut der Sklaverei ist ein direkter Widerspruch gegen die historische Mission der Ver. Staaten. Als die Union geschaffen wurde, konnte man eine Zeitlang glauben, daß dieses von der englischen Herrschaft hinterlassene Uebel, das so sehr mit den Grundsätzen und Einrichtungen einer Republik und mit der steigenden Cultur der Menschheit im Widerspruch stand, absterben würde, — eine Ansicht, die wir häufig in den hinterlassenen Schriften jener Philosophen, welche die „Väter der Republik" genannt werden, finden.

Aber das Institut der Sklavenhalterei, Anfangs geduldet, nachher be-

schützt, später ausgebreitet, durch die demokratische Partei zur Beherrscherin des Capitols und der Föderal-Regierung erhoben, vermittelst der Nebraska-bill endlich als nationales und allgemein gültiges Institut anerkannt, begleitete die Union in ihren wesentlichsten Fortschritten und Eroberungen, und steht jetzt im Besitze der Administration, des Senates und der politischen Macht da, in einer drohenden, herausfordernden Stellung, mit allen Eigenschaften und Ansprüchen einer reichen und mächtigen Aristokratie. Das politische Gebäude, das Washington und Jefferson gründeten, steht noch, aber nur in seinen Formen; der Inhalt ist durch aristokratische Einrichtungen und durch eine allgemeine Corruption gefälscht. Das Rechtsbewußtsein in jenem höhern Sinne, welcher in der Unabhängigkeitserklärung die allgemeinen Menschenrechte votirte, ist aus den Massen des amerikanischen Volkes verschwunden; wie man gegen Neger und Indianer verfährt, so sucht man auch die Einwanderung, dieses wesentlichste Mittel des Emporblühens Amerika's, als eine untergeordnete Klasse zu behandeln, und Rechtsverweigerungen, Unterdrückungsversuche, Gewaltthätigkeiten gegen dieselben sind an der Tagesordnung. Die wahrhaft demokratischen und kosmopolitischen Ideen, welche über der Geburt dieser Republik walteten, sind bis auf die Erinnerung daran verschwunden, und der alltäglichste, ordinärste Egoismus an die Stelle derselben getreten. Was sollen wir dies traurige Gemälde weiter ausführen? Das Traurigste von Allem aber ist, daß diese Mißstände nicht Folgen einer momentanen politischen Verstimmung, vorübergehende Irrthümer der öffentlichen Meinung sind, sondern Symptome eines bornirten und egoistischen Volkscharakters, welcher alle Hoffnung auf eine freiere und weitere Entwickelung auszuschließen scheint. Der Amerikaner ist im Allgemeinen kein Mensch von hohen Ideen und tiefem Gefühl; er besitzt selten jene weltmännische Bildung, jene philosophische Erziehung, die wir bei den alten Republikanern finden; ihm fehlt ja das tiefe, innige Gefühl für Menschenwohl, jene humane, ansprnchslose Menschenliebe, die nicht nur die höchste Tugend, sondern auch das höchste Glück des Menschen ist. Um Republikaner zu sein, muß man zuerst Mensch sein, Mensch, dem nichts Menschliches fremd ist, der das stolze, freie Selbstbewußtsein mit der Erkenntniß verbindet, daß er nur als kleines Glied der großen Gattung Etwas werth ist. Statt diese Religion der Humanität zu besitzen, ist der Amerikaner noch in einer falschen, erheuchelten Religiosität begriffen, die das Herz erkältet, statt erwärmt; die Liebe zur Poesie, die Begeisterung für die Kunst ist noch nicht zum Herzen dieses Volkes gedrungen; der Klang des Dollars ist seine liebste Musik.

Früher gab es politische Formen, die noch Jahrhunderte stehen blieben, wenn auch der Geist und die Bedeutung daraus geschwunden

war. Solche Formen sehen wir noch jetzt überall in Europa, in England, in Deutschland, Italien. Ebenso mag auch in Amerika das Gerüste der der freisinnigen republikanischen Institutionen noch eine Weile stehen bleiben, wenn auch der republikanische Geist erschwunden ist. Aber die Weltgeschichte schreitet heute schneller und hat eine mehr zerstörende Gewalt, wie früher. Wenn es mit dem Rückgang der öffentlichen Meinung so fortgeht, wie bisher, so ist nur eine von den vielen Verwickelungen, in denen sich die Union zur Zeit befindet, hinreichend, das ganze Gebäude der Union zusammen zu brechen. Ein Krieg mit England wegen Central-Amerika, ein Angriff gegen Cuba kann jeden Augenblick die Katastrophe, die wir erst in der Ferne vermuthen, in unsere unmittelbare Nähe rucken.

Um dieses ungeheure Land, an dessen weitausgedehnten Grenzen noch überall die Wildniß wohnt, das sich vom äußersten Norden bis zu den Tropen und vom atlantischen bis zum stillen Ozean ausdehnt, das von Völkern aller Ragen, Bildungsstufen und Sprachen bewohnt ist, um dieses Land zu einer großen, freien Republik zu machen, dazu gehört ein großer, freier Geist, eine universelle, kosmopolitische Idee, und vor Allem ein unbeugsames, absolutes Rechtsgefühl, welches bei der so ungleich zusammengesetzten Bevölkerung verhindert, daß der Mächtigere den Schwächeren unterdrücke. Von all diesen Eigenschaften ist hier aber wenig oder gar nichts zu finden; schon allein die Art und Weise, wie die Indianer behandelt werden, ist ein Beweis dafür.

Es ist ein hartes Urtheil, wenn man ein Volk beschuldigt, seine historische Mission nicht erfüllen zu können, aber die Größe dieser Republik ragt zu sehr über den Charakter dieses Volkes empor, als daß wir noch an das „manifest destiny“ dieser Republik glauben könnten. Während Georgia, Süd-Carolina und andere südliche Staaten jetzt schon durch ihre Legislaturen laut verkündigen, daß sie, im Falle Kansas nicht als Sklavenstaat aufgenommen wird, aus der Union scheiden, vergißt der Congreß und die General-Regierung, die nothwendigsten Mittel, um die Union durch materielle Banden zusammenzuhalten. Wir rechnen dahin in erster Reihe den Bau der Pacifikbahn, welche, wie ein eisernes Band, die Union zusammenhalten würde. Aber weder die politische, noch die merkantilische Nothwendigkeit dieses Unternehmens scheint von den Männern, welchen die Nation die Leitung ihrer Angelegenheiten ubertragen hat, genügend eingesehen zu werden. Gegenwärtig spricht man schon gar nicht mehr von diesem Unternehmen, das mehr, wie alles Andere, ein Prüfstein ist für den Muth, die Energie und die Kraft des amerikanischen Volkes.

Wir wollen an dieser Stelle nicht davon sprechen, welche politische Constellationen eintreten werden, wenn einmal der große Bau der Union

zertrümmert wird. Das Ereigniß wird jedenfalls von einem so heftigen Kriege und so großen Erschütterungen des Handels und des Wohlstandes begleitet sein, daß wir den Umfang der daraus hervorgehenden Veränderungen nicht im Voraus bemessen können. Das Wahrscheinlichste ist, daß sich dann eine dreifache Gruppe von Staaten bilden wird, eine südliche, — Sklavenstaaten,— eine pacifische und eine nördliche, von denen wohl nur die letztere so viel Kraft und Intelligenz hat, um sich in der republikanischen Form erhalten zu können. Soviel scheint gewiß, daß der Süden sich, losgetrennt vom Norden, kaum im Besitze seiner „eigenthümlichen Institutionen" erhalten kann, und daß ihm eine ähnliche Zukunft droht, wie Mexiko und den südamerikanischen Republiken. Auch dem Norden droht die Auflösung der Union große Verluste und Gefahren zu bringen, von denen die größte wohl ist, daß der puritanische Krämergeist der Neu-England Staaten dann das Uebergewicht erhalten wird.

Eine Hoffnung haben wir noch, daß die jedenfalls traurige Katastrophe abgewendet werde, nämlich dadurch, daß im Momente der Entscheidung der alte revolutionäre Geist wieder erwacht, daß die Grundsätze der Unabhängigkeitserklärung wieder lebendig werden, daß sich wieder Männer, wie Washington, Franklin, Jefferson, Lafayette, Kosciusko, Thomas Paine finden, daß Sklaverei und Nativismus über Bord geworfen werden von dem wieder auferstandenen Genius der Freiheit und Revolution. Leider haben wir zu dieser Hoffnung wenig Anhaltspunkte in den gegenwärtigen Verhältnissen, Personen und Ansichten.

———ooo———

Ueber die Bedeutung der socialistischen Ideen für unser Zeitalter und seine Wissenschaft.

(Von Prof. Dr. Fortlage. Aus der Halle'schen Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik.)

Es ist ein natürliches Verlangen von Menschen einer Gesinnung und einer gewissen Lebensansicht, besonders wenn dieselbe etwas den allgemein herrschenden Ansichten Widerstreitendes an sich hat, sich zu Gemeinschaften oder Corporationen zu verbinden, ihr Leben gegenseitig an einander fest zu knüpfen, und auch ihre äußerlichen Interessen zu gemeinsamen zu machen. So entstanden die christlichen, muhammedanischen, buddhistischen Klöster, so die Templer- und Johanniter-Ritterorden, so die Verbindungen der Essener und Therapeuten unter den Juden, der Pythagoräerbund in Italien u. s. f. Manche alte Staatsverfassungen,

wie die Spartanische, nahmen Elemente solches engeren Vereinslebens, wie z. B. Speisen an gemeinsamen Tischen, in sich auf; die Römische Republik stellte für ihre Bürger einen Sittencensor an; in den Kastenstaaten Aegyptens und Indiens wurde jede Kaste als ein zusammenhangendes Ganzes, eine in gewissen Beziehungen solidarisch zu verpflichtende Corporation aufgefaßt, u. s. w.

Es wird nicht unpassend sein, einen gemeinschaftlichen Namen festzusetzen für alle die Bestrebungen, welche dahin gehen, Menschen auf die angedeuteten mannigfaltigen Arten zu verknüpfen. Der Sprachgebrauch der Gegenwart bringt uns hierfür ganz ungezwungen den Ausdruck der socialistischen Bestrebungen oder des Socialismus entgegen, dessen Begriff sich unser Zeitalter bereits hinlänglich und mit völligem Rechte zu sondern gewohnt hat von allen abstrakt rechtlichen Beziehungen, welche unter den Menschen in Betreff einer gegenseitigen Unverletztheit ihrer Personen und ihres Besitzes Statt finden.*) In der That findet zwischen der abstrakt rechtlichen Forderung, daß Niemandem weder das einmal als sein Anerkannte willkürlich entzogen, noch das als ihm gebührend Anerkannte vorenthalten werde, und dem socialistischen Wunsche, daß entweder alle Menschen oder doch zunächst die dazu Fähigen, also die Gleichgesinnten, durch engere Gemeinschaften unter einander ihre moralischen Fähigkeiten in gemeinschaftlicher Unternehmung, gegenseitiger Kräftigung und verbundener Hülfe auf den höchsten Gipfel steigern möchten, eine große Kluft statt.

Das abstrakte Recht ist der Inbegriff aller der Verhaltungsregeln, deren Vollziehung man im strengen Sinne von Jedermann fordern muß. Daher gilt das abstrakte Recht schlechthin von Jedem zu Jedem; vor dem abstrakten Recht sind alle Personen gleich. Das abstrakte Recht hat keine Wünsche, sondern laute unbedingte Forderungen, es hat keine Lockungen und Gewinnste, sondern nur Strafen seiner Uebertretung. Es ist nicht bloß wünschenswerth, daß das Eigenthum von Jedermann respektirt, die Person von Jedermann unantastbar sei, sondern es ist dieses ein absolutes Erforderniß. Die Macht, welche vorhanden ist, um diese unbedingten Erfordernisse zu vollziehen, heißt, insofern sie dieses wirklich vollbringt, die Staatsgewalt, und dieselbe ist nur insofern Staatsgewalt, als sie diese schlechthin allgemeinen Forderungen vollzieht. Vollzieht sie z. B. außerdem die Erfordernisse der Religion und der Wissenschaft, so verbindet sie in sich mit den Funktionen der Staatsgewalt zugleich religiöse und scientifische Funktionen, deren Ausübung von der Staatsgewalt zwar Manches für sich hat, welche indessen nicht noth-

*) Wir werden eine davon abweichende Ansicht in einem Nachtrag zu diesem Artikel zu motiviren suchen. R.

wendig oder dem Begriffe nach, sondern nur nach speziellem Vertrag oder Herkommen mit der Staatsgewalt zusammenhängen. Denn keine Staatsgewalt, welche aufhörte die letzteren Funktionen zu verrichten, indem sie etwa das Kirchenregiment an eine Geistlichkeit, d. h. an einen Religionsbund, das Schulregiment an einen Wissenschaftsbund abgebe, würde damit aufhören, Staatsgewalt zu sein, wofern sie nur fortführe jene schlechthin allgemeinen Funktionen auszuüben. Hörte sie dagegen mit jenen Funktionen auf, so würde sie von dem Augenblicke an nicht mehr Staatsgewalt sein, wenn sie auch noch in den religiösen und scientifischen Funktionen fortführe. Man darf diesen Unterschied als einen sehr wichtigen nicht aus den Augen verlieren. Das schlechthin Allgemeine der Menschengesellschaft ist der Staat, und seine unveräußerliche Funktion als eines solchen die des schlechthin Allgemeinen, d. h. des abstrakten Rechtsschutzes von Person, Eigenthum und Verträgen schlechthin.

Treten wir von hier auf das socialistische Gebiet, so umgeben uns ganz andere Lebensbedingungen, wehen gleichsam wärmere Lüfte. Dieses Gebiet ist von der einen Seite ein höheres, von der andern Seite ein niedriges; ein höheres insofern, als hier statt des negativen Hebels eines allseitigen und darum Gerechtigkeit liebenden Egoismus, die positiven Hebel eines wirklich ethischen Thuns in gegenseitiger Liebe und Hülfsleistung in Bewegung treten, ein niedrigeres in sofern, als die absolute und rigorose, darum m a j e s t ä t i s c h e Allgemeinheit der Forderungen des abstrakten Rechts hier ein Ende hat, und anstatt der göttlichen Unbeugsamkeit des Rechts die menschliche Biegsamkeit und Veränderlichkeit der Wünsche und Strebungen eintritt. Es beginnt hier über der nach strengem Mechanismus apriorischer Vernunft zu regelnden elementaren Region des schlechthin allgemeinen Staatswesens ein organisches Reich weicherer und zarterer Formen, welche ihre Organe theils noch in das Erdreich des elementaren Lebens einsenken und darin festklammern, theils aber von ihm ablösen und ein Leben für sich wie in freier Luft versuchen.

Das einfachste und natürlichste Verhältniß von socialistischer Natur, das sich unter Menschen geltend macht, ist die Ehe und darauf beruhende Familie, welche immer eine entweder engere oder weitere Gütergemeinschaft mit sich führt. An diesem Punkte wird es am reinsten und stärksten bemerkbar, daß die Theorie des Rechtsstaats nicht im Stande ist, die einzige Basis zur Begründung aller socialen Verhältnisse abzugeben. Denn die Ehe kann nach reinem Rechtsbegriff gar nicht anders gefaßt werden, als nach Art eines vollkommen willkührlichen Contrakts. Die in der Ehe und Familie enthaltene höhere Bedeutung als eines sittlichen Vereinlebens zur gemeinschaftlichen Förderung und Erziehung der Men-

schen unter einander bleibt hier ausgeschlossen. Sie gehört einer gänzlich anderen Sphäre an, nämlich der socialistischen, welche, um die Bedürfnisse der sittlichen Natur zu befriedigen, nothwendig zur abstrakten Rechtssphäre hinzu treten muß, als ein den abstrakten Rechtsbestimmungen für sich unerreichbares Gebiet.

Hegel hat diesen Unterschied, diese Nothwendigkeit einer zwiefachen Begründung der socialen Verhältnisse, einer rechtlichen und einer socialistischen, zwar anerkannt, aber doch noch nicht genügend. Denn indem er die Familie oder den socialistischen Boden des Lebens doch nur wiederum auf's neue zur Unterlage nimmt für den Staat als die Totalität des schlechthin allgemeinen Rechtslebens der Menschheit, so hebt er im Verfolg seines Systems den im Anfange gesetzten Unterschied wieder auf, und mischt auf's Neue auf unrichtige Weise zum Besten des Rechtsstandpunkts die heterogenen Standpunkte in eins, welche er bereits zu Anfang auf richtige Weise von einander unterschieden hatte. Hierzu tritt bei ihm noch ein zweiter Mangel. Die Familie ist nur das leichteste und sich am allernächsten bietende Paradigma einer socialistischen Thätigkeit im Menschengeschlechte, oder eines etoischen Gemeinlebens im Gegensatz zum rechtlichen oder staatlichen. Daher lassen Theorien, welche dasselbe so behandeln, als sei es das einzige Verhältniß dieser Art, immer noch einen übergroßen Raum des hier zu bearbeitenden Feldes gänzlich unbebaut liegen.

Alle socialen Verhältnisse des Menschenlebens, Staat, Religion, Gerichtswesens, Handelsverkehr, Schulwesen u. s. f. haben nicht auf dem Wege des Rechts und der Allgemeinheit, sondern auf dem Wege der nach außen hin abgeschlossenen und dafür nach innen desto enger geeinten Corporation, also auf socialistischem Wege, ihren Anfang genommen. Es waren enggeeinte Genossenschaften von Priestern, welche religiösen Cultus verbunden mit den ersten Elementen des Unterrichts auf Erden verbreiteten, Eleusinische Mysterien stifteten, Orakel gründeten, Buchstabenschrift erfanden. Es waren stranggegliederte und enggeeinte, von ausschließlichstem Corporationsgeist beseelte Städte, welche den Seehandel gründeten, sowohl im Alterthum von Phönizien aus, als im Mittelalter als Hansabund. Es waren kriegerische Horden oder Familien, welche die Staaten auf Erden gegründet haben, indem sie erobernd sich schwächere Stämme unterwarfen, und als ein nach außen hin exclusiver, nach innen durch socialistischen Gemeingeist geeinter Adel auf den Häuptern jener standen. So der fränkische und normännische Adel in Europa, und ähnlich andere kriegerische Familien unter anderen Völkern und zu anderen Zeiten. Es waren entweder priesterliche oder ritterliche Geheimbünde, welche als Vehmgerichte bei uns im Mittelalter, so wie noch jetzt unter gewissen Negerstämmen in Afrika, für begangene und

nicht gerochene Missethaten von unzugänglichen und unbekannten Orten aus blutige Vergeltung übten. Erst sehr spät trat die apriorische Vernunftidee einer persönlichen Unabhängigkeit, Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetz für Alle ohne Ausschließung von irgend Jemand auf. Diese Idee ist das abstrakte Rechtsbewußtsein, dessen vollendetes und selbstbewußtes Hervortreten Hegel mit Recht als einen Sonnenaufgang im menschlichen Geiste bezeichnet hat. Das allmählige Zur-Geltung-Kommen der abstrakten Rechtsidee war insofern ein entschiedener Fortschritt im Menschenleben, als hierdurch allererst der Menschheit das hohe Gut eines völlig allgemeinen Staatslebens, einer nicht bloß privaten und speziellen, sondern allgemeinen und absolut öffentlichen Geltung und Sicherung ihrer Lebensrechte gewährt wurde. Nicht bei Adels- und Städtebündnissen, nicht bei Kloster- und Kirchenverbänden, nicht bei Zünften und und Orden brauchte der Mensch fortan mehr eine spezielle Anlehnung zu suchen, um sich Leib, Leben, Gut und Eigenthum zu sichern, sondern diese Sicherung verstand sich von nun an ganz von selbst als unabtrennliche Eigenschaft des allgemeinen Zusammenhanges Aller, als eine absolut allgemeine Leistung des absolut Allgemeinen (des Staats) gegen Alle ohne Ausnahme.

Es war kein Wunder, daß der Menschengeist, als ihm diese Sonne einer schlechthin apriorischen und allgemeinen Rechtsgesetzgebung der Vernunft zuerst aufging, von ihrem Lichte so geblendet wurde, daß er dem Wahne nicht entging, daß dieses neue Prinzip sogleich auch alle Mängel der vorhandenen socialen Verhältnisse ausgleichen und tilgen würde, daß vom Augenblick seiner vollkommenen Herrschaft an weder Armuth, noch Aberglauben, weder niedrige Gesinnung, noch Unwissenheit würde unter dem Menschengeschlechte herrschen können. Man sah sich bald in allen diesen Dingen hart getäuscht, empfand aber die Täuschung am bittersten im Punkt der Eigenthumsverhältnisse. Man merkte mit Schrecken, daß die vollkommenste politische Freiheit und Gleichheit, als eine absolut gesetzliche gedacht und durchgeführt, noch immer nicht dem Proletarier so viel Arbeit schaffe, um ihn vor den Hunger zu schützen. Man merkte mit Schrecken, daß das Prinzip der Freiheit in seiner Ausübung für alle dem Mangel und einer gedrückten Lebensstellung Preis gegebene Individuen so lange ein illusorisches sei, als man nicht zugleich ein Mittel erfände, diesen Individuen auch den Grad des ökonomischen Wohlseins und der materiellen Unabhängigkeit zu geben, welcher dazu gehört, um von seiner eigenen Freiheit nur überhaupt einen selbstständigen Gebrauch machen zu können, und nicht sogleich allen den corrumpirenden Einflüssen zu verfallen, womit die Wohlhabenheit auf die Armuth drückt, und dieselbe für ihre Zwecke als bloßes Mittel

Kein Staat ist im Stande, die Armuth und Noth aus seiner Mitte gänzlich zu verbannen, oder das Eigenthum so zu vertheilen, daß ein iedes Glied so viel besitze, als ihm zur Ausübung seiner moralischen Fähigkeiten und zum Leben nöthig und wünschenswerth erscheinen muß. Denn das Eigenthum von Seiten des Staats so zu vertheilen, hieße den Begriff des Eigenthums in der Wurzel antasten, und den Zweck, weshalb der Staat vorzüglich mit vorhanden ist, nämlich die Beschirmung des bestehenden Eigenthums, selbst aufgeben. Kein Staat ist fernen im Stande, das Fortschreiten der geistigen Cultur als ein solches sich zur Aufgabe zu nehmen.*) Denn er würde in allen den Fällen, wo das Fortschreiten der Cultur Begriffe und Vorstellungen mit sich führt, welche den Anschauungen, auf denen einzelne seiner eigenen Anordnungen beruhen, widerstreiten, in Widerspruch mit sich selbst gerathen, was er doch nicht darf. Folglich sind die Sorge für's Proletariat einerseits, die Sorge für die wachsende Wissenschaft andererseits sociale Angelegenheiten, durch deren Uebernahme das Oberhaupt eines Staats sich allerdings große Verdienste und den Dank der Mit- und Nachwelt zu erwerben im Stande ist, welche aber weder im strengen Sinne des Worts ihm zur Pflicht gemacht, noch auf für etwa daruber versäumte und vernachlässigte wirkliche Staatspflichten als eine Entschädigung angenommen werden können. Ist das Oberhaupt eines Staats der Mäcen wissenschaftlichen Fortschreitens einerseits, die Zuflucht der Armen und Bedrängten andererseits, so ist er dies nicht unter dem Begriffe des Staatsoberhaupts, sondern nur unter dem eines reichen und mächtigen Privatmanns, welcher im höchsten Maaße dasselbe thut, was reiche und mächtige Privatleute von edeln und liberalen Gesinnungen auch sonst in ihren Kreisen und nach der Stärke ihrer Mittel von selbst zu thun pflegen. Daher es denn auch verkehrt ist, unmögliche Forderungen, wie Vertilgung der Armuth und wissenschaftliches Fortschreiten, an den Staat zu stellen, und darüber vielleicht den Begriff seiner wirklichen Pflichten, z. B. die Wissenschaft in ihrer freien Bewegung nirgends zu hemmen, das Recht seiner Unterthanen im Auslande zu schützen, ihnen Leichtigkeit des Erwerbs, Freizügigkeit, Handelsfreiheit anzubahnen, unter das Maaß der rigorosen Imperative, die sie wirklich sind, herabzuspannen. Die Wahrheit ist, daß der Staat seinen Unterthanen ihr Eigenthum weder zu erwerben, noch zu schenken, wohl aber sie in demselben zu schützen, und in der Erwerbung desselben den einen um des andern willen nicht zu hindern hat; ferner daß der Staat nicht selbst für die Fortschritte in den Wissenschaften, wohl aber dafür zu sorgen hat, daß der freie Verkehr in denselben

*) Unsere abweichenden Ansichten sind schon in dem Artikel „Zur Schulfrage" angedeutet. Näheres in einer späteren Entgegnung auf die hier ausgesprochenen Ansichten über den Staat.

nicht durch die Machinationen fanatischer oder faktiöser Parteien gehindert oder gar aufgehoben werde.

So gewiß nun also die genannten Funktionen socialistische und nicht politische sind, so gewiß ist ihre Bestimmung, sich dereinst vom Staate und seiner Verwaltung immer mehr zu sondern. Denn jedes Ding wird, in so seltsamen und künstlichen Fesseln es sich auch während seines Wachsthums bewegen mag, doch zuletzt, sobald es angewachsen ist, immer dahin gehen müssen, wohin seine Idee es treibt. Und in dieser Beziehung ist es lehrreich, die älteren socialistischen Institutionen, welche sich bereits durch Erfolg und Dauer bewährt haben, mit den Bedürfnissen der Gegenwart in eine lebendige Vergleichung zu setzen.

Als das alterthümliche und bewährte socialistische Institut tritt uns das Kloster entgegen Das Kloster ist von jeher das Hebezeug gewesen, die Welt in neue Lagen zu rücken. Es ist vergebens, eine Last in Bewegung setzen zu wollen, so lange man selbst auf ihr steht. Man muß von ihr wegtreten, und einen Standpunkt außerhalb ihrer gewinnen. Das Kloster giebt dem Menschen einen solchen Standpunkt. Es isolirt ihn von der Welt, indem es ihn um so enger an die Personen kettet, mit denen er durch dasselbe in eine socialistische Gemeinschaft tritt. Nun sind wir zwar gewöhnt, bei Klöstern sogleich an ausschließlich religiöse Institute zu denken, dieses jedoch nicht mit völligem Recht. Denn alle mit einer gewissen Schroffheit und Gegensätzlichkeit in die Welt einbrechenden Ideen haben sich ihre Klöster entweder wirklich gegründet oder doch zu gründen versucht. Als zuerst die Idee der griechischen Philosophie sich im Haupte des Pythagoras zu einer bewußten und thatenlustigen Helligkeit entzündete, trieb sie ihn zur Gründung eines philosophischen Klosters. Die Einsiedlerschulen des alten Indiens boten Züge der einfachsten und durch die Natur selbst diktirten klösterlichen Lebensart. Die Schüler des Epikur wurden wegen der innigen Gemeinschaft gepriesen, in welcher sie nur eine einzige große Familie unter einander zu bilden schienen. Alboin della Scala verwandelte dadurch, daß er die um Wissenschaft und Kunst verdientesten Männer zum gemeinsamen Wohnen bei sich einlud, sein eigenes Haus zu Verona in ein Kloster des Genius. Und auch das im Islam entzündete Licht der Aufklärung, welches von Hassan, dem sogenannten Alten vom Berge, im 11ten Jahrhundert ausging, verbreitete sich in Klöstern und wissenschaftlichen Anstalten von klösterlicher Einrichtung.

Soll die Menschheit in Zukunft nicht allein in politischer, sondern auch in socialer Beziehung sich zu immer höherer Vollkommenheit hinauf entwickeln, sollen sich die Unterschiede von gebildeten und ungebildeten Schichten der Gesellschaft, von überschwenglichen Reichthum und pein-

licher Armuth immer mehr ausgleichen, soll der Antheil an den Wohlthaten der Cultur immer mehr allen Menschen ohne Ausnahme zugänglich gemacht werden, so kann ebenfalls nur zu helfen sein durch ein neues socialistisches Organ, welches diese allgemein menschlichen Angelegenheiten mit eben der Aufopferung und Hingebung in seine Hand nimmt, womit die Klöster das Geschäft der Aufrechthaltung und Ausbreitung ihrer speziellen Glaubensansichten in die Hand nahmen und kräftig durchführten. Hierbei ist freilich ein großer Spielraum gegeben, wie man sich die Sache näher zu denken habe. Denn man kann hier ebensowohl an Anstalten denken, deren Bestimmung es sei, innerhalb ihres Bezirks Armuth und Unwissenheit auf der Stelle aufhören zu machen, als auch an Anstalten, welche nur dazu bestimmt seien, Mittelpunkte der Wissenschaft und Cultur zu bilden, von wo aus durch Ueberzeugung und Belehrung auf die socialen Zustände der Menschheit im Großen ein wohlthätiger Einfluß geübt werden könne. Man kann ferner bei solchen Anstalten entweder mehr die Vertilgung von Armuth und Elend, oder mehr die Vertilgung von Unwissenheit und Roheit als Zweck in den Vordergrund stellen. Man kann sie entweder mit strengeren und geschlosseneren Formen, daher streng abgeschlossen nach außen, oder mit loseren und freieren Formen, daher mehr sich in's übrige Leben verlierend denken. Mann könnte nun die verschiedenen durch solche Rücksichten entstehenden Kategorien a priori nach einander durchnehmen. Aber lohnender wird es jedenfalls sein, sogleich an die bereits von Anderen gemachten Vorschläge anzuknüpfen.

Die socialistischen Systeme sind dadurch mit Recht in eine Art von Verruf gekommen, daß sie die socialistischen Grundbegriffe mit den politischen in einen unerträglichen Brei durcheinander gemengt haben. Wissen auch die Allerwenigsten sich auf philosophische Art Rechenschaft von den Gründen und der Nothwendigkeit einer sauberen und reinlichen Trennung beider Gebiete zu geben, so empfinden sie doch den Ekel, welchen eine solche widerwärtige Confusion auf jedes gesunde Gefühl hervorbringt. Derselbe entspringt durch die Durcheinanderwirrung der Rechtsbegriffe, welche auf dem beruhen, was man aus der Vernunft heraus s c h l e c h t h i n f o r d e r n darf, mit den socialistischen Begriffen, welche auf dem beruhen, was als w ü n s c h e n s - und e r s t r e b e n s w e r t h für alle Menschen erscheint. Man wollte einerseits zwar noch den Staat der Freiheit und Gleichheit, aber derselbe sollte nicht mehr seinen Zweck in sich selbst haben als eine Forderung der Vernunft, sollte vielmehr socialistischen Zwecken dienen. Man wollte andererseits zwar engere, liebevollere, hülfreichere Verbindungen der Menschen unter einander, aber dachte sich dieselben bald als allgemeine Staatsverfassungen nach sparta-

nischer Sitte zwangsweise eingeführt, bald auch selbst als neue weltbeherrschende Verbindungen an die Spitze der Staaten tretend. Man betrachtete bald das, was sich schlechterdings nicht anbefehlen läßt, als den Gegenstand möglicher Staatsdekrete, bald zeigte man sich bereit, die reinsten und unbeugsamsten Vernunftforderungen, welche schlechthin über die Willkühr der Menschen zu stellen sind, auf's neue menschlichem Belieben zu überantworten. Man ordnete einerseits das apriorische Postulat der materiellen Rücksicht unter, und verunreinigte andererseits den wohlberechtigten Wunsch dadurch, daß man ihn unberechtigter Weise mit dem falschen Stempel eines absoluten Vernunft-Postulats versah.

Das Verlangen der Socialisten, daß der vierte Stand, der Stand der Arbeiter, geschaart und organisirt in socialistische Gruppen, sich an die Spitze des Staatswesens stellen solle, ihr Verlangen, daß nicht die Freiheit, sondern das Wohlsein der Personen in diesem Staatswesen als Zweck zu gelten habe und daher die socialistische Regierungsgewalt alles zu thun befugt sei, was sie für das Wohlsein ihrer um ihre eigene Meinung nicht weiter zu befragenden Mitbürger für zuträglich halte, gehört hieher. Die Bereitwilligkeit der Socialisten, sich auch wieder einem Despoten zu unterwerfen, sobald derselbe nur Ernst machen würde, die Einrichtungen des Socialismus auf Kosten der Freiheit und Unabhängigkeit Aller in's Leben zu setzen, gehört ebenfalls hierher. Die bei den Socialisten eingerissene Abgestumpftheit gegen die strengen Forderungen des abstrakten Rechtsstandpunkts, ihre sich in Ueberspannung maskirende Energielosigkeit und Schlaffheit, die Schärfe seines Begriffs gegen die thierischen Regungen der Menschennatur aufrecht zu erhalten, gehört nicht minder hierher. Diese schwache Seite der Sache ist uns hier nicht von näherem Interesse. Von einem desto größeren hingegen ihre starke Seite, nämlich die positiven Pläne, welche gemacht worden sind zur Besiegung des Elends und eine stärkere Bewaffnung der arbeitenden Menschenkraft im Kampfe mit der Natur, wir meinen den Neuton'schen Rath St. Simons und das Phalanstere Fourier's. (Schluß folgt, nebst einer Kritik dieser Abhandlg.)

———0o0———

Der Bericht des Sekretärs des Innern
über die Indianer-Angelegenheiten.

Wir haben uns schon oft veranlaßt gefunden, unsere Abneigung gegen die Administration und ihre Tendenzen auszusprechen, und halten es für eine Pflicht der Gerechtigkeit, auch das Gegentheil zu thun, wo sich uns eine Veranlassung bietet, auch die hellen Punkte auf dem dunkeln Gemälde

zu bemerken. Der Bericht über die Indianer-Angelegenheiten, der aus dem Ministerium McClelland's hervorgegangen ist, besitzt eine in der amerikanischen Politik und namentlich innerhalb der demokratischen Partei sehr seltene Eigenschaft; er athmet Humanität und Menschenliebe, und wagt es, den Despotismus und die Humanität der herrschenden Rage anzuklagen. Bisher erschien es in den Augen der amerikanischen Staatsmänner als eine sich von selbst verstehende und abgemachte Thatsache, daß die Indianer dem „manifest destiny“ der Amerikaner, d.h. dem Whiskey und den Missionären verfallen seien, und daß es nur darauf ankomme, die Sache sobald als möglich abzuthun. Wenn auch hie und da einzelne Staatsmänner auftraten, welche, wie Sam Houston, sich der vertriebenen Indianerstämme annahmen, wenn auch das Oberbundesgericht erklärte, daß die Indianer als eine unabhängige souveräne Nation betrachtet werden müßten: so änderte das doch nicht den Lauf der Dinge, und der Ausrottungskrieg gegen die Rothhäute wurde fortgesetzt. Auch durch den gegenwärtigen Bericht, dessen humane Tendenzen wir vollständig billigen, wird wohl nichts in Praxis geändert werden; nicht nur, daß die gutgemeinten Vorschläge zu spät kommen werden, die Amerikaner sind auch gar nicht gewillt, den Pflichten der Humanität und Gerechtigkeit gegen eine untergeordnete Rage nachzukommen. Die Nebraskabill war nicht nur in Bezug auf die Negersklaverei die schnödeste Rechtsverletzung, sondern auch in Bezug auf die Indianer, denen sie das durch die feierlichsten Verträge reservirte Land entriß; in dieser Bill zeigt sich überhaupt das zum obersten Gesetz proklamirte Recht des Stärkern. McClelland mag es noch so gut meinen; er hat die schlimmsten Feinde seiner humanen Bestrebungen in der eignen Partei. Wenn er und seine Agenten Schonung und Duldung den Indianern gegenüber anrathen, — allerdings sollte dies eher Gerechtigkeit und Humanität sein, — so kommen die Untergebenen des Herrn Kriegsministers, jene rohen Söldlinge von der Art eines Harney, und stellen eine Hetzjagd gegen die unglücklichen Schützlinge der Ver. Staaten an. Mehr noch, wie die Kugeln der Grenzsoldaten, mordet die Habsucht der Händler die Kinder des Waldes. Diese Indianerhändler bilden den Auswurf der verworfensten Klassen aller Nationen; es sind Menschen, die ohne Verhör sofort den Strang verdienten, privilegirte Räuber, selbst wenn sie auch ihren Raub mit den Indianer-Agenten theilen. Der Bericht McClelland's gibt alle diese Uebel zu; speziell ist in demselben eine indirekte Verurtheilung der Nebraskabill enthalten, welche man von einem Mitgliede des Pierce'schen Cabinettes nicht hätte erwarten sollen.

„Thatsachen“, sagt Hr. McClelland, „beweisen, daß die Indianer der Cultur und sogar der gesellschaftlichen Verfeinerung zugänglich sind. Die fortgesetzte und consequente Anwendung einer humanen Behandlungs-

weise würde dazu beitragen, die Indianer auf gleiche Stu[illegible] Weißen zu erheben."

Bisher aber, meint McClelland, ist gerade das Gegentheil geschehen. Es haben die Weißen eine Ruchlosigkeit nach der andern an den unglücklichen Indianern verübt und, wenn diese sich dafür rächen, ein lautes Verdammungsgeschrei angestimmt. Weit entfernt, daß die Indianer sich als Wilde und Barbaren betrugen, sei vielmehr nur **das** wunderbar, daß sie nicht viel häufiger sich an den Weißen vergreifen. Denn sie werden von diesen auf's Empörendste betrogen, bestohlen, beraubt, gemißhandelt und verhöhnt, und dennoch lassen sie sich fast nie ein Vergehen zu Schulden kommen, außer wenn wirkliche **Noth** sie dazu treibt. Sie zu civilisiren, sei deßhalb nicht schwer, wenn nur die richtigen Mittel angewendet würden; aber daß gleich die erste Generation sofort und ohne irgend einen vermittelnden Uebergang das Jägerleben mit dem des Landbauers vertauschen werde, sei Blödsinn, zu erwarten. Auf die **Jugend** müsse eingewirkt, ihr müßten die Lebensanschauungen der herrschenden Race eingeflößt werden, dann lasse sich leicht zum Ziele gelangen.

Um erst eine Grundlage zu gewinnen, hält Hr. McClelland es für unbedingt erforderlich, daß den Indianern ihre Jahrgelder nicht mehr in baarem Gelde, sondern in solchen Waaren, deren sie bedürfen, zum Engros-Preise ausgezahlt werden. Das baare Geld, was sie in die Hände bekämen, sei ihr Verderb, denn es ziehe die spitzbübischen „Handelsleute" heran, von deren vergiftenden Einflüssen alle Keime einer höheren Gesittung vernichtet würden.

Wir lassen einige Stellen aus dem Berichte hier folgen:

„Sehr viel Uebel hat die Leichtigkeit erzeugt, mit welcher viele von den Häuptlingen den Versuchungen, denen sie unterworfen, erliegen und so verleitet werden, wichtige Papiere zu unterzeichnen, ohne deren Sinn oder Tragweite zu verstehen. Die Indianer spielen und trinken gerne, und viele Händler und schlimme Leute leisten diesen Leidenschaften Vorschub. Die Wurzel aller heraus entspringenden Uebelstände ist die Auszahlung ihrer Jahrgelder in Baargeld. Würde statt dessen ein ganz anderes System eingeführt, wonach sie alle Lebensbedürfnisse und was sonst zu ihrer Bequemlichkeit erforderlich, zum Einkaufspreise erhielten, und würden zugleich den Handelsleuten ihre Concessionen entzogen, so könnte man eine stärkere Hoffnung für ihre Civilisation hegen. Auch müßte ein einfacher Civil- und Criminal-Coder für sie entworfen und die Mitwirkung der Staaten und Territorien, in welchen sie wohnen, angerufen werden. Der geringste Conflikt wegen Jurisdiktion oder Politik führt zu den verderblichsten Folgen und kann nicht sorgsam genug vermieden werden.

„Für einige Stämme wurden dauernde Wohnsitze hergerichtet, und viele Indianer haben sich Fleiß, Nüchternheit und Sparsamkeit angewöhnt.

Die Wirkung davon ist im Ganzen sehr bemerkbar und ermuthigend. Die seßhaft gewordenen Indianer vermehren sich rascher als die andern, ihr Benehmen verbessert sich und sie schreiten rasch einem Zustande entgegen, wo ihnen ohne Gefahr die Ausübung aller bürgerlichen Rechte anvertraut werden kann.

„Während des letzten Jahres hatten viele Stämme westlich des Missisippi mit den unglücklichsten Verhältnissen zu kämpfen, und dennoch haben sie unter dem schwersten Unglücke einen Grad von Festigkeit und Geduld gezeigt, daß sie Vielen von jenen Weißen, die sich so sehr mit ihrer höheren Bildung und Gesittung brüsten, als nachahmungswerthes Muster hätten dienen können. Wenige von uns würden ohne Widerstand gestattet haben, daß man sie ohne Umstände aus ihren Häusern jagt und ihrer Wohnungen beraubt. Beständig werden sie von den Weißen gedrückt, welche unter dem Vorwande der Nothwendigkeit ihren überlegenen Scharfsinn nur dazu anwenden, die Rechte der Indianer zu beeinträchtigen und sie ihres Eigenthums zu berauben."

Nicht ohne Bitterkeit erinnert Hr. McClelland daran, daß, als man die Indianer nach ihren jetzigen Wohnsitzen, westlich von Missouri, schaffte, ihnen feierlichst zugesagt wurde, daß sie dort nicht wieder gestört und belästigt werden sollten. Es sei kaum ein Vierteljahrhundert her, seit ein Präsident dem Lande Glück dazu wünschte, daß durch jene Uebersiedelung nunmehr alle Zerwürfnisse mit den Indianer auf immer beseitigt seien und schon zeige sich das Uebel in noch weit größerem Umfange. Wieder säßen jetzt die Weißen den Indianern auf dem Nacken, aber nicht wie damals könne man diese weiter und weiter nach Westen drängen; jetzt müsse man sich entscheiden, ob man sie mit brutaler Gewalt vernichten, oder für die Civilisation und Cultur gewinnen wolle. Das letztere sei möglich, wenn nur die nöthigen Mittel angewendet würden; daran habe es aber bis jetzt leider gefehlt. Wer die Geschichte der Indianer in Verbindung mit dem Benehmen unseres Volkes studirt, wird über die meisten der von ihnen verübten Unbilden nicht erstaunen. Sie sind eben „Wilde" und man kann von ihnen nicht erwarten, daß, wenn ihnen Unrecht geschieht, sie genau die Individuen unterscheiden sollten, von denen es ausgeht. Sie sehen sich in solchem Falle nicht von Hinz oder Kunz, sondern von den Weißen im Allgemeinen gekränkt. Nur zu oft lassen sich die Indianer-Unruhen auf Unbilden und Gewaltthaten von Weißen zurückführen. Ungeachtet der Missisippi zu einer Gränze ihres Landes gemacht wurde, hat unser Volk ihn doch überschritten, die schönsten Ländereien in Besitz genommen, und umzingelt die Eingeborenen in den engsten Gränzen.

Wir schließen rasch von dem atlantischen wie von dem stillen Oceane her die Jägerstämme ein, und bald wird der Büffel und das andere

Wild verschwunden und beinahe jeder Fuß culturbaren Bodens von dem weißen Manne besetzt sein; früher noch nie sind die Indianer so schweren Leiden ausgesetzt gewesen. Viele von ihnen kennen ihre bedauerungswürdige Lage und sprechen mit dem tiefsten Kummer davon. Doch trotz dieser jammervollen Lage sind die Verbrechen, welche die Indianer begehen, selten bedeutend, und lassen sich in den meisten Fällen durch Noth und Mangel ausreichend entschuldigen.

„Man sollte ihnen liebreiche Hand bieten und alle Mittel zur Hebung ihrer Wohlfahrt und Veredlung zugänglich machen; moralische und religiöse Grundsätze sowohl, wie auch die Künste des civilisirten Lebens sollten ihnen gelehrt werden. Es ist zwar schwer, den Erwachsenen noch umzubilden, denn von Jugend auf an ein fortwährendes Umherschweifen gewöhnt und mit dem Gefühle der Verachtung gegen Handarbeit, die er als entwürdigend für einen Mann ansieht, großgewachsen, fühlt er das Verlangen gar nicht, sich eine praktische Kenntniß des Ackerbaues oder eines anderen nützlichen Gewerbes anzueignen, noch kann seine Aufmerksamkeit darauf gelenkt werden. Freiwillig wird er weder der Jagd, noch den wilden Zerstreuungen, die selbst dem Verfeinertsten verführerisch sind, entsagen; aber wenn man mit der Jugend anfangen und ihrem noch bildsamen Geiste richtige Grundsätze und die unter civilisirten Nationen von den Eltern ihren Kindern gelehrten moralischen und religiösen Vorschriften einprägen würde, so würde man den Grund zu einer durchgreifenden und vollständigen Umbildung des ganzen Stammes legen. Dieses Verfahren ist leider nur zu wenig eingehalten worden, wo es aber geschehen ist, da haben sich die segensreichsten Resultate herausgestellt."

In diesem Berichte ist viel gesagt, und es wäre wohl Zeit, daß es gehört würde. Aber man kann mit Aktenstücken den Charakter eines Volkes nicht umändern. Der Amerikaner opfert der Sucht zu erwerben, opfert dem allmächtigen Dollar Alles auf, Recht, Freiheit, Menschlichkeit und Ehre. Diese Indianerhändler, welche das Zelt des auszahlenden Agenten umlagern, in deren Taschen die Regierungsgelder mit fabelhafter Schnelligkeit verschwinden, sie sind die getreuen Repräsentanten eines Handelsvolkes das unter Umständen, wie z. B. gegenwärtig in Central-Amerika — auch ein Räubervolk wird.

So sehr wir indessen auch das Benehmen der Amerikaner gegen die unglücklichen Rothhäute verdammen, so wenig verhehlen wir die Schwierigkeiten, welche aus dem Zusammenstoße der civilisirten mit der uncivilisirten Bevölkerung entstehen. Es giebt keine schwerere Aufgabe in der Weltgeschichte, als ein wildes Volk zu civiliren. Aber gerade, weil diese Schwierigkeiten bestehen, sollte man sie nicht gerade gewaltsam

zusammenhäufen durch die Hast, mit welcher man die Einwanderung, die noch für viele Jahrhunderte in den Staaten westlich vom Mississippi Platz gehabt hätte, in das den Indianern reservirte Gebiet lockt. Wir haben noch immer behauptet, daß die Nebraskabill, — selbst abgesehen von ihren Bestimmungen über die Sklaverei, — ein Anachronismus sei, eine anticipirte Thatsache, welche die Rechte der Zukunft und die Entwickelung derselben verkümmert.

Die Anzahl der noch lebenden Indianer beträgt nach dem Berichte 314,622 Köpfe, vielleicht den zwanzigsten Theil der indianischen Bevölkerung, welche im Jahre der Unabhängigkeitserklärung existirte. (Hätten die Verfasser dieses Dokumentes wohl daran gedacht, welche Folgen die Erklärung jenes großen Satzes: „Alle Menschen sind frei und gleich und zum Streben nach Glück berechtigt“ nach sich ziehen würde?) Einzelne Stämme sind schon ganz ausgestorben, z. B. die Mohikaner, die Caddor, Rioway's u. s. w. Von den Stockbridges sind noch 13 Individuen vorhanden, von den Tuscarore's 250, von Ioways 433. In der That, es ist gut und nothwendig, daß die wilden Nationen von der Erde verschwinden, aber wenn man solche Mittel dazu wählt, wie die Amerikaner, dann reicht die sogenannte Civilisation noch hinter die Barbarei wilder Völker zurück. Die Indianerkriege übertreffen an Barbarei alle Beispiele der Vergangenheit, selbst die Judenverfolgungen des Mittelalters, die Raubzüge der Hunnen und Gothen und die Bundesgenossenkriege der Römer. Diese Thatsache im Verbande mit der Sklaverei erklärt uns den Charakter des amerikanischen Volkes und läßt uns über nichts mehr erstaunen, was wir hier von Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten sehen.

Deutsch-amerikanischer Dichterwald.

Es gibt gewisse Leistungen auf literarischem Gebiete, bei denen man zuerst die Umstände und Verhältnisse, unter denen sie entstanden sind, und dann erst die Produkte prüfen, muß, um den richtigen Maaßstab der Kritik zu finden. Wenn wir die Geschichtswerke des Herodot beurtheilen, legen wir einen andern Maaßstab an, als bei der Beurtheilung eines Historikers unserer Tage. Die rudimentären Verse eines Ennius dürfen nicht nach dem verfeinerten Geschmacke eines horazischen Zeitalters gemessen werden. Uns, die wir im Besitze Göthe'scher, Schiller'scher und Shakespeare'scher Poesien sind, erscheinen die Gedichte Gellert's und Gleim's, die unsere Großeltern entzückt haben, unerträglich langweilig.

Deßhalb wollen wir die bescheidene literarische Produktion, die sich uns unter dem Namen „Deutsch-amerikanischer Dichterwald" präsentirt, nicht von der stolzen Höhe objektiver Kritik aus betrachten, sondern zuerst einmal nach den Verhältnissen uns umsehen, unter denen dieser Versuch vorgenommen wurde.

Die deutsche Sprache, gewohnt in den Sphären der Wissenschaft und Poesie, wenn auch nicht den ersten Rang einzunehmen, — so doch jeder andern Sprache ebenbürtig zu sein, ist hier in Amerika ein Paria, des Bürgerrechtes und der öffentlichen Geltung entkleidet. Die deutsche Literatur ist in Amerika bisher nur ein Stiefkind gewesen, ein armes Aschenbrödel, dem es selten gelang, sich in eine Prinzessin zu verkleiden.

Die deutsche Bevölkerung in Amerika repräsentirt im Allgemeinen nicht die Intelligenz und namentlich den Sinn für Kunst und Poesie, den man unter der deutschen Bevölkerung Deutschlands findet. Dies ist eine Bemerkung, mit der wir den deutschen Namen ehren und nicht beschimpfen wollen.

Die Verhältnisse des amerikanischen Lebens sind der Pflege der Künste und schönen Wissenschaften nicht sehr günstig. Die eiserne Nothwendigkeit regiert hier überall, und namentlich die eingewanderte Bevölkerung hat sich erst mit der harten Nothwendigkeit, mit den unmittelbarsten Erfordernissen des Lebens abzufinden, ehe sie daran denken kann, das Angenehme zu erstreben und dem Schönen zu huldigen. Erst Brod, dann Blumen und Kränze.

Dies sind allgemeine Zustände, die wir nicht ändern können, und die den Musen und Grazien keinesfalls günstig sind.

Aber es haben noch Umstände obgewaltet, die von den Herausgebern des Dichterwaldes selbst verschuldet sind, und deren störenden Einfluß wir bei'm Durchlesen der Sammlung häufig bemerken.

Ohne den Herausgebern zu nahe zu treten, müssen wir sagen, daß keine competente Controle über die Aufnahme der eingesandten Gedichte vorhanden war. Es ist eine Menge Schund mit eingelaufen, der offenbar auch dem Werthe der besseren Gedichte und der ganzen Sammlung Eintrag thut.

Weil diese Controle oder vielmehr eine competente literarische Beurtheilung von vornherein fehlte, scheuten sich Viele, die Erzeugnisse ihrer Muse dem Dichterwald anzuvertrauen. Die Namen, welche sich vorzugsweise in der deutsch-amerikanischen Poesie geltend gemacht haben, — wir nennen unter Andern Butz in Chicago, Kretsch, Pflaumer in Manitowoc und auch Strodtmann, — fehlen in der Sammlung.

Das Ausschreiben eines Preises ferner deutet mehr auf amerikanischen Humbug, wie auf deutsche Poesie hin. Ein solcher Stimulus ist gewiß nicht nöthig, um deutsche Poeten zum Dichten zu bringen. Außerdem ist

ist es ein sonderbares Ding, einen Preis für ein Gedicht auszusetzen. Ein Gedicht kann man nur dann mit einem Preise krönen, wenn es einen hohen poetischen Gedanken in einer vollständig tadellosen Form darstellt.

Eine fernere Beeinträchtigung des ganzen Werkes scheint auch dadurch hervorgebracht zu sein, daß die einzelnen Proben, welche die Herausgeber im „Mich. Journal" mitgetheilt haben, der Mehrzahl nach nicht glücklich ausgewählt waren, und begabte Dichter sich durch solche Arbeiten schwerlich zur Mitwirkung veranlaßt finden konnten.

Dies waren die hauptsächlichsten Verhältnisse, unter denen der Dichterwald zu Stande kam.

Was ist nun an der Sammlung? Wir werden uns vorerst auf ein ganz allgemeines Urtheil beschränken, und die Kritik der einzelnen Gedichte unterlassen, da der Redakteur dieser Blätter in seiner Eigenschaft als Preisrichter über die einzelnen Gedichte mit seinen Herrn Collegen ein besonderes Votum abgeben muß. *)

Im Allgemeinen scheint uns der Dichterwald noch kein Wald von hochstämmigen Eichen, breiten Buchen und stolzen Fichten zu sein, sondern noch ein ziemlich verwildertes Gebüsch, wo das viele Unterholz den Wuchs hochstrebender Bäume verdeckt. Es muß in diesem Walde noch Manches gelichtet werden, soll er eine anmuthige Erscheinung darbieten. Aber unter den Ranken und Dornen und Schmarotzergewächsen blüht manch bescheidenes stilles Veilchen, und mancher junge Baum schießt kerzengerade in die Höhe. Die Sammlung ist ungefähr so, wie wir sie erwarteten. Es ist kein Gigant darin, der an den Thoren des Himmels rüttelt, aber es sind ehrenwerthe, passende Bestrebungen und fähige Talente genug vorhanden, daß man ihnen Beifall und Ermuthigung zurufen kann. Die Stoffe sind, (neben dem ewigen und unverwüstlichen Thema der Poesie, der Liebe,) der Urwald, die Revolution, das Deutschthum, Heimweh u.s.w., Themata, die unsern Empfindungen allerdings nahe liegen. Die Behandlung zeigt oft Frische, aber selten Originalität und Neuheit; bei vielen Gedichten ist es, als ob man sie schon einmal gelesen und längst vergessen hätte. Einige Gedichte sind freilich auch da, bei denen man jene Probe machen kann, daß man sie, Strophe für Strophe von hinten herauf liest, und ein ebenso schönes Wortgeklimper und einen ebenso deutlichen Sinn erhält, als wenn man die Strophen der regelmäßigen Reihenfolge hinunter liest. Ueberhaupt hätte die Censur bei Aufnahme der Gedichte wohl etwas rigoröser verfahren dürfen; einzelne Sachen sind wirklich unter der Kritik.

*) Die andern Herrn Preisrichter, Hr. Rapp von der Turnzeitung, Hr. Kreisch, Hr. Kolatschek, Hr. Caspar Butz, sind gebeten, ihr Votum sobald wie möglich an den Redakteur der „Atlantis" einzusenden, welcher die Entscheidungen den Herausgebern des Dichterwaldes mittheilen wird.

Wir sind überzeugt, daß unter der deutschen Bevölkerung Amerika's mehr poetischer Gehalt ist, als sich in dieser Sammlung offenbart. Dies soll nicht ein Tadel gegen das Unternehmen sein, sondern eine Ermuthigung desselben. Wir betrachten die vorliegende Sammlung eben nur als einen Anfang, als einen Versuch, und können den Wunsch nur aussprechen, daß dieser Anfang seine Fortsetzung finden werde. Wenn wir uns an die Zeit erinnern, als die deutschen Almanachs entstanden,— wie spärlich und dürftig sahen die ersten Sprößlinge dieser Literatur aus, aber wie lange Zeit beherrschte dieselbe den Markt. Nun, wenn wir auch die Entwickelung der deutsch-amerikanischen Literatur nicht mit der Entwickelung der heimischen Dichtkunst vergleichen können, so ist ein bescheidenes Maaß von Hoffnung uns doch auch noch für die deutsch-amerikanische Literatur gelassen, eine Hoffnung, die wir wenigstens so lange erhalten müssen, wie die heimische Literatur von den Schergen des Despotismus geknebelt ist.

Wir glauben deßhalb den Herausgeber zur Fortsetzung dieser Sammlung ermuntern und dieselbe der Theilnahme des Publikums empfehlen zu dürfen. Wir sind überzeugt, daß der nächste Band sich, was Inhalt und Ausstattung anbetrifft, vortheilhaft von dem vor uns liegenden unterscheiden wird. Nur machen wir darauf aufmerksam, daß die oben bemerkten Fehler bei der Herausgabe künftig vermieden werden müssen. Die Ausschreibung eines Preises hat gerade eine große Menge Schund angelockt und werthvolle Beiträge zurückgehalten; man lasse daher in Zukunft diesen Humbug weg, im Vertrauen darauf, daß derjenige, welcher wirklich eine poetische Ader in sich hat, durch eine solche Vorspiegelung nicht zur Veröffentlichung seiner Erzeugnisse veranlaßt zu werden braucht. Ferner muß bei der Zusammenstellung der Sammlung ein competentes Urtheil maaßgebend sein, damit die dem Inhalte und der Form nach werthlosen Beiträge nicht hineinschlüpfen. Dies kann Niemandem angenehmer sein, als den Herausgebern selbst, denn sie sind dadurch aller Verantwortung gegen einzelne allzu produktive Einsender überhoben.

Dann wird auch die Sammlung einen bestimmten Charakter zeigen, der ihr jetzt gänzlich fehlt. Es sind eine Menge verschiedener Culturstandpunkte und Weltanschauungen in diesem Buche, wie es auch bei der Menge der Verfasser und der gleichsam zufälligen Entstehungsweise nicht anders sein kann. Ohne in dieser Beziehung einseitig zu sein, müssen wir doch verlangen, daß der allgemeine Standpunkt dieser Poesien modern sei, und sich nicht mehr mit den alten Gesangbuchphrasen behellige. Es ist im höchsten Grade widerwärtig, wenn man vom Gottvertrauen und frommen Glauben u. dgl. liest, und gleich sieht, daß dies nur deßhalb gesagt ist, um eine Phrase zu machen, oder einen Reim zu finden.

Einen ferneren Wink möchten wir noch in der Beziehung geben, daß

man in dieser Sammlung vorzugsweise amerikanische Themata behandelt, d.h. sich nicht mit der alten Gefühlsduselei der heimischen Romantik begnügt, sondern dem amerikanischen Verhältnisse, diesem jungen, frischen Lande seinen poetischen Gehalt abzulauschen versucht. Es gibt eine Poesie des Werdens, der Entwickelung, welche viel großartiger ist, als die Poesie der Reminiszenzen und der Erinnerungen. Diese Poesie wird sich in Amerika geltend machen. Sie besitzt schon jetzt ein großes Material; nur ist es noch nicht verstanden und benutzt. Wer könnte es aber besser verstehen und benutzen, als der Deutsche?

Nun, wir wollen sehen, ob sich die Hoffnungen realisiren, die wir aus diesem Unternehmen schöpfen. Jedenfalls glauben wir, daß es nicht angemessen wäre, wollten wir vom hohen Stuhle der souveränen Kritik aus sofort den Blitz in den „Dichterwald" schleudern. Es ist zu leicht, eine Satyre zu schreiben, und deßhalb unterlassen wir es. Die Poesie bedarf in ihren ersten leisen Anfängen einer wohlmeinenden, aufmunternden Pflege, namentlich unter den widerwärtigen Verhältnissen, denen sie hier ausgesetzt ist. Dieser Pflicht glauben wir in Vorstehendem genügt zu haben.

———o0o———

Adrastes.

(Eine Erzählung.)

Es ist schwer, die Entstehung, die Entwickelung und die Resultate einer Leidenschaft, — und dies immer der Inhalt des Romans und der Novelle, — in den engen Rahmen einer kleinen Erzählung zusammenzudrängen. Früher, in jenen klassischen Zeiten, als man sich auf eine rein objektive Darstellung beschränkte, war dies leichter, als jetzt, wo man sich mit der objektiven Darstellung nicht mehr begnügt, sondern die Thatsachen mit ihren Motiven, die Handlungen mit den ihnen zu Grunde liegenden Empfindungen zusammenstellt. Als einen Beweis davon nehmen wir eine jener einfachen anspruchslosen Erzählungen, die wir bei Herodot — dem „Vater der Geschichte" finden. Die romantischen Scenen aus der Urgeschichte jener kühnen und kriegerischen Völker Asiens, die Herodot uns erzählt, die verfängliche Erzählung von Gyges und Kandaules, das artige Abenteuer von Arion und seinen Delphin, die ernste Unterredung Solon's mit Krösus, diese und andere Begebenheiten sind von dem alten Historiker in einer so naiven, ungekünstelten Weise erzählt worden, daß uns heute der Stil noch ebenso

freut, wie die tiefe Philosophie, welche durch die Erzählung hindurchleuchtete. Unter allen diesen Geschichten erschien uns eine besonders des Nacherzählens werth, wobei wir wohl nicht zu bemerken haben, daß wir nur das Motiv dem griechischen Schriftsteller entlehnen, und uns eine selbstständige Behandlung desselben vorbehalten.

Eine der bemerkenswerthesten Perioden der alten Geschichte ist das Zeitalter des Kröſus, jenes mächtigen Königs von Lydien, der wegen zweier Dinge heute noch sprichwörtlich ist, wegen seines Reichthumes und der Wandelbarkeit seines Glückes. Das Zeitalter des Kröſus scheint die Blüthezeit der Entwicklung Klein-Asiens gewesen zu sein; nach allen Nachrichten, die wir aus dieser Zeit besitzen, muß damals schon ein verhältnißmäßig hoher Grad von Kultur geherrscht haben. Die Erscheinung Solon's am Hofe des Königs spricht dafür; sie bildet eine der schönsten Scenen, die uns die alte Geschichte aufbewahrt hat. Kaum hatte der griechische Philosoph dem Glücklichsten der Glücklichen, dem reichen Kröſus, das berühmte Wort zugerufen: „Niemand preise sich vor dem Tode glücklich,“ da fiel, wie Herodot sagt, aus der Hand eines Gottes eine große Vergeltung auf Kröſus. Derselbe besaß zwei Söhne, von denen der Eine stumm und Idiot war, der Andere in aller Fülle der Jugend und Kraft prangte, und werth war, der Erbe so vieler Macht und Reichthümer zu sein. Ein Traumbild zeigte dem Vater diesen Sohn, von einem eisernen Schwerte durchbohrt. Bei der Bedeutung, die jenes kindlich gläubige Geschlecht auf Träume legte, und vielleicht auch beunruhigt durch die warnenden Worte Solon's, wurde Kröſus durch diesen Traum in große Furcht versetzt, und beschloß, alle Mittel anzuwenden, dem Unglücke vorzubeugen. Atys, — so hieß der Sohn, — war noch jung, aber voll von dem kriegerischen Feuer, der dem Sohne eines mächtigen Königs ziemte. Um ihn aber aus der Nähe der Schwerter u. des Eisens fern zu halten, wählte der König ein Mittel, das sich auch heute noch zu dem Zwecke brauchbar erweist, — er verheirathete den Sohn. Die Hochzeit des Atys mit Gela wurde mit aller ordentlichen Pracht gefeiert und es herrschte die ungetrübteste Freude beim Feste. Grade als die Cymbeln und Flöten am lautesten ertönten, stürzte ein Mann in den Saal, dem man das Unglück in aller seiner Verzweiflung ansah. Es war Adrast, Sohn des Midas, des Königs von Georgien, eines alten Feindes des lydischen Königs. Die frohe Gesellschaft wurde nicht wenig erschreckt durch den unwillkommenen Besuch, dem man ansah, daß er die Einsamkeit der Gebirge und die Gesellschaft der Thiere des Waldes genossen hatte. Das Haar hing ihm verwirrt über das bleiche, leidende Antlitz, in dem sich die höchste Verzweiflung aussprach. „König“, rief er, „ich bin ein vom Fluche Getroffener; ich habe meinen Bruder ermordet, der Zorn der Götter und der Fluch des Vaters hat

mich in die Ferne getrieben. Deine Hände sind rein; entsühne mich von dem Fluche. Ich bin aus königlichem Geschlechte; mein Name ist dir wohlbekannt." Die Worte des Fremden zeugten von großem Unglück und noch größerer Leidenschaft, so daß die Festgesellschaft dadurch verwirrt wurde. Krösus aber behandelte den Fremden mit einer für jene Zeit ungewöhnlichen Humanität. Da ein wechselseitiger Religionsverkehr zwischen den Lydiern und Hellenen herrschte, so entsühnte Krösus den Fremdling von seiner Blutthat. Es kamen die Priester mit ihren feierlichen Geräthen und machten die üblichen Ceremonien. In jenen Tagen scheint es also schon so etwas gegeben zu haben, wie Beichte und Absolution. Nach dieser feierlichen Ceremonie blieb Adrastes als Freund und Gast im Hause des Krösus.

Durch diesen Vorfall wurde ein dem Unglücke gewidmeter Mensch in eine Umgebung von Glück und Freude gebracht. Adrast war ein Verbrecher, aber kein schlechter Mensch. Er hatte seinen Bruder getödtet in einer wilden Aufwallung des Zornes, einer Leidenschaft, die in jenem Klima und jener Zeit häufig war. Dieser Bruder war der Liebling der Eltern gewesen und Adrast konnte es nicht ertragen, zurück gesetzt zu werden. Mehr noch, wie durch Schmeicheleien, wächst der Ehrgeiz durch Zurücksetzung, und Adrast war ehrgeizig. Die blutige That verbannte ihn von seinen Eltern und seiner Heimath. So lange er durch die Wälder und Wüsten irrte, kämpfte der Selbsterhaltungstrieb mit den Gewissensbissen. Als er aber sich im Palaste und Schutze des mächtigen Königs sah, als er die Ruhe gewann, in sein eigenes Herz zu schauen, da kam die Schwere seines Unglückes ihm vollständig zum Bewußtsein; die Ceremonien der Priester hatten keine Ruhe über sein Herz gebracht. Grade die Freundlichkeit und das Wohlwollen, das ihm in dem humanen Hause des Krösus zu Theil wurde, vermehrte nur noch die finstere Stimmung seines Gemüthes. Es giebt Stimmungen, in denen es unmöglich ist, Wohlthaten zu ertragen oder dankbar zu sein, und in einer solchen Stimmung war Adrastes. Der Gegensatz zwischen der Zufriedenheit und Harmonie, die um ihn waltete, und zwischen seinem eigenen Zustande, prägte sich ihm bei allen möglichen Gelegenheiten in das Herz; jedes Lächeln, das er hörte, quälte ihn; jede Freude erbitterte ihn; er war intolerant gegen das Glück seiner Freunde.

Es ist ein sonderbares Ding mit dem menschlichen Herzen. Diejenigen, welche, nach jener modernen Theorie, die Neigungen, Empfindungen und Leidenschaften des Menschen bloß aus äußern Umständen, aus seiner körperlichen Organisation und den ihm umgebenden Verhältnissen erklären wollen, können jeden Tag Fälle finden, in denen ihre Theorie nicht ausreicht, wo der Mensch einen Weg einschlägt, der allen Erwar-

tungen und allen äußern Umständen trotzt. Man hätte bei Adrast voraussetzen sollen, daß die Freundlichkeit, mit welcher man ihn in seiner neuen Heimath aufnahm, und das Vertrauen, das ihm Krösus schenkte, die Furchen seiner Stirn und seines Herzens glätten würde, daß nach und nach die Erinnerung an Vergangenes durch den heilsamen Einfluß der Zeit und neu erworbene Freundschaft gemildert würde, daß endlich Adrastes aufhören würde, sich als einen Verbannten, Heimathelosen zu betrachten, -- aber gerade das Gegentheil war der Fall. Wie gewisse Arzneien auf die Dauer gerade das Gegentheil der Wirkung hervorbringen, für welche sie der kundige Arzt berechnet hat, so bewirkte auch das Zutrauen und die Freundlichkeit, mit welcher Adrast behandelt wurde, nur eine Steigerung seines Mißtrauens und seiner Misanthropie.

Atys, der Sohn des Krösus, behandelte den Fremdling mit einer fast brüderlichen Zuneigung. Sein Vertrauen ging soweit, daß er ihn in die Frauengemächer einführte, in jene nach der Sitte des Orientes geheiligten Räume, wo die schönste Frau Circassiens lebte, in deren Armen Atys die Lasten der Regierung und die ängstlichen Träume seines Vaters vergaß.

Gela, die neuvermählte Gattin des Prinzen, die Tochter eines kleinen Gebirgsfürsten, war in fast klösterlicher Abgeschiedenheit aufgezogen, so daß sie die Naivität eines Kindes mit der Würde der Frau vereinigte. Sie war von blendender Schönheit und von anspruchsloser Güte. Ihren Gatten liebte sie mit aller Zärtlichkeit der ersten Liebe und mit aller Gluth der Jugend.

Adrast war nicht gerade verliebt in Gela, aber er drängte sich so oft, wie möglich, in ihre Nähe, und wenn sie ihn anblickte, schlug er die Augen zu Boden. Wenn er die Liebesschwüre hörte, welche die beiden Gatten miteinander wechselten, wenn er die glühenden, verlangenden Blicke sah, mit welchen sie den Gatten anblickte, dann war es, als wenn ein unbekannter Schmerz ihm die Brust zusammenpreßte, dann fühlte er das Blut, wie glühendes Blei, durch die Adern fließen. Er liebte selbst nicht — wenigstens war er sich dessen nicht bewußt, — aber er war eifersüchtig bis zum Wahnsinn. Nicht das ist das schrecklichste Loos, selbst unglücklich zu sein; schrecklicher ist es, wenn man das Glück Anderer nicht ertragen kann.

Das stille, schweigsame Benehmen Adrastens schreckte die Menge der Höflinge von ihm ab. Man betrachtete ihn im Kreise der Müßiggänger und Schwätzer, welche die Hallen des Palastes füllten, als einen von Gott Gezeichneten. Wenn man auch eine solche Ansicht nicht offen kund zu geben wagte, so war sie im ganzen Benehmen doch bemerkbar. Adrast hatte wenigstens für jede hämische Miene, für jeden mißtrauischen Blick ein aufmerksames Auge; wenn er auch die wohlwollenden Gesin-

nungen, von denen er umgeben war, nicht vollständig schätzte, so verstand er doch jede Kränkung und jede Spur von Mißtrauen.

Krösus, der den Sohn gern den Vergnügungen des Harems überließ, beauftragte Adrastes mit den wichtigsten Regierungsgeschäften und schenkte ihm das ehrenvollste Zutrauen. Nicht nur, daß er ihm die bedeutendsten Aufträge übertrug, er bot sich auch an, ihm sein väterliches Reich wieder zu erobern. Adrastens Vater war in der Zeit gestorben, und in Ermangelung von Erben stritten sich die Söldlinge um das Reich.

Waren alle diese Wohlthaten nicht hinreichend, Adrast glücklich und zufrieden zu machen? Fürwahr, Adrast legte sich selbst oft diese Frage vor und zwang sich dazu, sie zu bejahen. Er ging oft hinaus in die Einsamkeit des Waldes, auf das Gebirge, und blieb dort Stundenlang allein, mit seinen Gedanken beschäftigt. Wenn er zurück kam, sah er bleicher und ernster aus, wie sonst.

Krösus, der dem Fremdling das vollständigste Vertrauen schenkte, — und warum sollte er einem Manne, dem er so viele Wohlthaten erzeigt hatte, kein Vertrauen schenken? – erzählt Adrast seinen Traum und die Befürchtungen, welche er daraus geschöpft hatte. Diese Mittheilung machte auf Adrast einen sonderbaren Eindruck; das Schwert in der Brust des Atys war ein Bild, welches ihm permanent vor Augen schwebte, und das er nicht aus seiner Erinnerung verbannen konnte.

Aber Atys dachte nicht an solche Schrecknisse. Er lebte ein Leben des Glückes und der Liebe in den Armen seiner schönen jungen Frau. Adrast, der tägliche Zeuge dieses Glückes, wurde immer ernster und stiller.

Aber dieser Ernst und diese Schweigsamkeit Adrastens wurde manchmal durch die heftigsten Stürme der Leidenschaft unterbrochen. Atys überraschte ihn einmal, wie er seiner jungen Frau in den glühendsten Ausdrücken seine Liebe erklärte, eine Liebe, von welcher der leiseste Gedanke schon ein Verbrechen war.

Sie hörte den Verwegenen ruhig an, und schaute mitleidig zu ihm herab. Unglücklicher Fremdling, sagte sie, du bist krank, sehr krank; wir wollen dich pflegen, daß du wieder gesundest.

Ich begreife es, daß du sie liebst, sagte Atys ihm. Sie ist so gut und schön, daß Jeder, der in ihrer Nähe ist, sie lieben muß. Lieben nicht alle Menschen die Sonne und den Frühling? Doch sie liebt mich nur allein.

Unter diesen guten Menschen war kein Mißtrauen, keine Furcht und Eifersucht möglich.

Adrast dachte an das Traumbild. Immer lebhafter prägte sich dieses Bild in seine Seele; er konnte mit allem Bemühen nicht aus der Erinnerung verbannen; er fluchte dem Augenblicke, wo Krösus ihm den Traum erzählt hatte.

Und es begab sich, daß in dem mysischen Gebirge ein großer Eber das Land verwüstete. Schaarenweise kamen die Landleute in die Stadt gelaufen, um Schutz und Hülfe gegen das Ungeheuer zu zu finden. In jenen alten Zeiten waren die wilden Thiere noch mit größerer Stärke und Furchtbarkeit ausgestattet, wie heute. Es wurde ein vollständiger Feldzug gegen das Thier beschlossen. Krösus konnte sich nicht entschließen, seinen Sohn daran Theil nehmen zu lassen, und übertrug Adrast den Befehl über die Expedition.

Die Jagd wurde gemacht. Mehrere Tage lang verfolgte man das Thier, umstellte endlich dasselbe, und schleuderte die Speere darauf. Wüthend gemacht durch die Wunden, brach das Thier durch die Reihen seiner Verfolger, die mit aller Schnelligkeit davon liefen, nicht auf das Zureden Adrastens achtend. Adrast mußte das Gebirge verlassen, nicht mit dem Eber, sondern mit den Leichnamen seiner Kameraden. Das Volk murrte, als es Adrast heimkommen sah.

Es wurde eine zweite Expedition beschlossen. Atys bat seinen Vater, ihn daran Theil nehmen zu lassen. Vergeblich erinnerte Krösus an das Traumbild. Sind denn die Klauen und Zähne des Ebers von Eisen? fragte Atys, daß dies zu deinen Träumen paßte? Krösus mußte die Entgegnung gelten lassen, und Atys zog mit seinen Gefährten auf die Jagd.

Diesmal schien die Expedition glücklicher zu werden. Die Leute hatten mehr Zuversicht, als sie des Königs Sohn an ihrer Spitze sahen; es war Atys selbst vorbehalten, dem gehetzten und verwundeten Thiere mit seinem Speere den letzten Rest zu geben. Ein lautes Jubelgeschrei erscholl, als der gefürchtete Feind zu Boden lag. Da schwirrte unversehens ein Speer durch die Luft und drang durch die Brust des Prinzen. Adrast hatte die Summe der Wohlthaten, welche er im Hause des Krösus genossen, mit dem Morde seines Sohnes bezahlt, und der Traum des alten Königs war erfüllt. Der Mörder starrte eine Zeit lang den Leichnam an, und stürzte dann hinweg. Man hat ihn nicht wieder gesehen.

Kurze Zeit darauf rief Krösus auf dem Scheiterhaufen des Cyrus die berühmten Worte aus: O Solon! Solon! Solon!, Worte, die uns noch heute an die Wechselfälle des menschlichen Geschickes erinnern.

Vermischtes.

Das deutsche Leben in Detroit scheint sich immer mehr und mehr zu verbessern und zu veredeln, und den andern größern Städten des Westens, namentlich Milwaukee und St. Louis, nacheifern zu wollen. Es bilden sich neue Vereine mit humanen Tendenzen, die sich wesentlich von älteren Leistungen der Art unterscheiden, und auch unter den älteren Vereinen streben einige mit Lust und Eifer vorwärts. Man hört oft sagen, daß die Vereine das gesellige Leben zersplittern, statt dasselbe zusammenzuhalten, und dies gilt in Bezug auf geheime Gesellschaften, in Bezug auf jene Unzahl von Logen &c. unbedingt. Aber die humanen und künstlerischen Bestrebungen, die sich unter der deutschen Bevölkerung geltend machen, haben kein anderes Organ, als einen Verein, sie sind daher gezwungen, Vereine zu bilden, wobei man übrigens durchaus nicht notwendig hat, den Vorwurf der Exclusivität und Einseitigkeit zu verdienen. Die deutsche Bevölkerung Detroits hat neuerdings 2 Vereine gegründet, die gewiß nicht nur in ihren eigenen Grenzen wirken, sondern eine allgemeine Verfeinerung des geselligen Tones und Besserung des Geschmackes zur Folge haben werden. Der kürzlich gegründete Musikverein hat in den ersten Proben, welche wir anzuhören Gelegenheit hatten, schon gezeigt, welch tüchtige und fähige Musiker in unserer Stadt sind, und mit welcher Umsicht, Geduld und Energie Hr. Stein dirigirt. Wir werden bald Gelegenheit haben, ein öffentliches Conzert dieses Vereins zu hören, sobald nur einmal erst die Zeit der Maskenbälle und derartiger Vergnügungen, die sich gerade in diesen Tagen hier in beunruhigender Weise zusammenhäufen, vorüber ist. Auch hat sich in diesen Tagen ein Frauen-Verein Behufs wohlthätiger und Erziehungszwecke gebildet; wie sehr ein solcher Verein in alle Kreise des socialen Lebens hineingreift, geht aus der Natur desselben hervor. Der hiesige Turnverein hat beschlossen, eine Reihe wissenschaftlicher Vorlesungen und Debatten zu eröffnen, und schließt sich dadurch würdig an die Fortschrittsbestrebungen des allgemeinen Turnerbundes an. Ueberhaupt scheint das deutsche Leben sich immer freier und humaner zu entwickeln; es ist nur zu wünschen, daß man diesen Weg mit Entschiedenheit und Consequenz verfolgt, und nicht wieder, wie früher bei gewissen Gelegenheiten, auf halbem Wege umkehrt. Die deutsche Bevölkerung Detroits hat sehr viele Elemente, die einer humanen Geselligkeit zugänglich sind, und wir glauben, daß wir hier hinter andern westlichen Städten nicht zurückzustehen brauchen. Eins wäre freilich noch nothwendig, nämlich eine große deutsche Halle zu bauen, in der Art, wie das deutsche Haus in Chicago. Dies würde dem gesammten deutschen Leben hierselbst einen neuen Aufschwung geben.

* • *

Das „Vorwärts" von Galena, eine unabhängige Zeitung, ist einstweilen aus Mangel an Unterstützung suspendirt. Wir wundern uns darüber nicht, denn wir kennen Galena. Es gibt dort eine zahlreiche und wohlhabende deutsche Bevölkerung, aber sie steht im Allgemeinen heute noch auf derselben Stufe, wo die deutsche Bevölkerung vor zwanzig Jahren stand. Galena ist wegen seiner Bleiminen eine der ältesten Städte des Westens und unterscheidet sich dadurch sehr von den andern Städten, die, vor wenigen Jahren gegründet, alle Kraft und Frische der Jugend zeigen, und die namentlich von d r neuern revolutionären deutschen Emigration bevölkert sind. So bildet das gerade gegenüberliegende Dubuque einen entschiedenen und wohlthuenden Gegensatz zu Galena; es herrscht ein frischer, freier Geist unter der dortigen Bevölkerung und namentlich unter den Deutschen, die bald aus Dubuque eine der angenehmsten Städte des Westens gemacht haben werden. Hrn. Stieboldt wünschen wir bald einen andern und besseren W rkungskreis.

* * *

Excelsior oder „the Reformer's Companion" ist der Titel einer neu herausgegebenen Monatsschrift. Der Ort des Erscheinens ist Cleveland, der Herausgeber Barnard, die Redakteure Lyman, Beach und Madame Brown. Die Monatsschrift ist der socialen, religiösen und politischen Reform gewidmet, und steht ungefähr auf dem Boden der Lippard'schen oder Thomas Paine'schen Schriften. Antisklaverei, Erziehung, Frauenrechte, religiöse Aufklärung rc. sind die Themata des Blattes. Ein in der Januar-Nummer enthaltener Aufsatz „Clergy and schools" bespricht sein Thema mit dem größten Freimuth und verdient die allgemeinste Beachtung. Leider spukt noch der Spi.itualismus in dieser Monatsschrift. Trotzdem aber glauben wir, daß diese Zeitschrift auch die Deutschen angeht, namentlich die Deutschen, in deren Häusern englisch gesprochen wird, denn es sind dort Ansichten vertreten, welche den freisinnigen Deutschen sehr nahe liegen; Uebersetzungen aus den Werken deutscher Gelehrten sind mitgetheilt, — so in der ersten Nummer ein Aufsatz von Dr. Zeller über die Apostelgeschichte; — überhaupt ist diese Schrift ein Beitrag zur Verbreitung der Aufklärung und Humanität. Da der Herausgeber der „Atlantis" auch mit unter den Mitarbeitern der „Excelsior" aufgeführt wird, so können wir hoffen, daß dann und wann auch einzelne Artikel aus der „Atlantis" dort übersetzt erscheinen und den Weg zu dem amerikanischen Publikum finden. Das Blatt ist gut ausgestattet, kostet jährlich zwei Dollars, und die Adresse des Herausgebers ist L. E. Barnard, Box 996, Cleveland, Ohio. Wir wünschen dieser Reformzeitung gutes Gedeihen.

* * *

Auszug aus der Botschaft des Gouvernör Chase von Ohio: Diejenigen Deutschen, welche Sklavenfang und Nebraska-bill durch ihre Berufung auf Jefferson und die Väter der Republik zu vertheidigen sich bemühen, machen wir auf folgende Stelle aus der Botschaft Chase's aufmerksam:

„Die Väter der Verfassung, obgleich zur Mehrzahl selbst Sklavenhalter, waren Kämpen der Freiheit; ihr emsigstes Streben war, ihre Nachkommen vom Fluch der Sklaverei zu befreien.

Jefferson beantragte schon in 1784, durch ein positives Gesetz nach dem Jahre 1800 von irgend einem cedirten Gebiete oder zu errichtenden Staate die Sklaverei auszuschließen und dieser Verbotsantrag, erhielt damals die billigende Stimme von 16 aus drei und zwanzig Delegaten und von sechs aus neun Staaten im Congresse der Confederation. Er ging nicht durch, weil ein Artikel der Confederationsakte die Zustimmung von wenigstens sieben Staaten zur bejahenden Entscheidung einer Frage nothwendig machte.

Drei Jahre später wurde jedoch schon die Ordinanz von 1787 durch das einmüthige Votum aller Staaten im Congresse angenommen, welche vom Boden des Gebiets nordwestlich vom Ohio Sklaverei für alle Zeit ausschloß.

Im selben Jahre wurde die National-Verfassung entworfen. Herr Madison erklärte es für „unrecht, die Idee des Menschen-Eigenthums der Verfassung einzuverleiben". Das Wort „Sklave" oder „Sklaverei" fand keinen Platz unter den Bestimmungen. Auf's Sorgfältigste schloß man alle Anerkennung des Rechts des Sklavenhalters, alle nationale Sanction seiner Ausübung von dieser Urkunde aus. In jeder Clausel, welche man mit Sklaverei in Bezug bringt oder bringen kann, ist dieselbe als ein Geschöpf der Staatsgesetzgebung und als von ihr allein betreffs ihrer Existenz und Fortdauer abhängig betrachtet. Weder in der Verfassung selbst, noch in den Debatten ihrer Gründer findet man eine Spur der Erwartung oder Befürchtung, daß Sklaverei durch ein nationales Gesetz in nationalem Gebiete eingeführt werden könnte. Niemand muthmaßte ihre Ausdehnung über die Grenzen der bestehenden Staaten."

* * *

Thomas Paine's Geburtstag ist vor der Thüre; wir wünschen sehnlichst, daß der Tag weder hier, noch in den andern größeren Städten mit Stillschweigen übergangen wird. Thomas Paine ist schon deßhalb, weil er in den Kirchen aller Arten und Bekenntnisse geschmäht und verläumdet wird, weil er sämmtliche Priester in Amerika zu seinen erbitterten Feinden hat, der rechte Mann für alle diejenigen, die der positiven Religion

Valet gesagt haben, und sich vor der Bezeichnung „infidel" nicht scheuen. Thomas Paine war von Geburt ein Engländer, aber seiner ganzen Weltanschauung nach ein Kosmopolit, und seiner wissenschaftlichen Bildung nach von der französischen und deutschen Philosophie, die am Schlusse des vergangenen Jahrhunderts so große Umwälzungen hervorbrachte, durchdrungen. Deßhalb findet sein Andenken in den Herzen der Deutschen eine bleibende Stätte. Deßhalb ist es auch eine allgemein anerkannte Sitte, daß der freisinnige Theil der Deutschen in Amerika den Paine-Tag in allen größeren Städten in einem öffentlichen Feste feiert, wo Gelegenheit geboten ist, für die Sache des entschiedenen und allseitigen Fortschrittes ein entschiedenes und unumwundenes Bekenntniß abzulegen. Vor drei Jahren feierten wir dieses Fest in Detroit in einer kleinen Gesellschaft Bekannter; vor zwei Jahren waren wir bei einem glänzenden Bankette in der Markthalle zu Milwaukee, wo das ganze freisinnige deutsche Publikum in Gesellschaft von Schotten und Engländern versammelt war; voriges Jahr hatten wir Gelegenheit, in Cleveland einer großartigen Demonstration zu Ehren von Thomas Paine beizuwohnen, an der auch Amerikaner Theil nahmen. Wir hoffen, daß wir auch dieses Jahr Gelegenheit finden, uns in einer zahlreichen Gesellschaft Freisinniger zu befinden, damit wir uns einmal wieder an jenen kühnen, frischen Geist der Revolution erinnern, den wir leider nur aus der Geschichte, und nicht aus den Männern und Zuständen der Gegenwart erkennen können.

* * *

Die „Atlantis" tritt mit dieser Nummer in den sechsten Band (in den vierten Band neuer Folge.) Wir machen unsere Herren Abonnenten darauf aufmerksam, daß fast alle Abonnements mit dieser Nummer neu beginnen, und daß wir mit Bestimmtheit darauf rechnen müssen, von unsern Abonnenten prompte Zahlungen zu erhalten, da auch wir zu dieser Frist Zahlungen zu machen haben. Besonders die Abonnenten auf dem Lande werden ersucht, ihre Beträge per Post zu übersenden, da wir nicht überall hin reisende Agenten senden können. Es ist eine traurige Angelegenheit, immer und immer wieder den miserabeln Geldpunkt zur Sprache bringen zu müssen, aber dies ist nicht unsere Schuld, sondern die gewissenloser oder gleichgültiger Leute, die uns das Unsrige vorenthalten. Wir haben einzelne Agenten, die uns seit Jahr und Tag nicht bezahlt haben. Im Laufe dieses und des vorigen Monates haben wir Zahlungsaufforderungen abgeschickt, aber von zehn Briefen kaum einen einzigen beantwortet erhalten. Die Folge davon ist, daß man gar nicht auf eine regelmäßige Einnahme, die im Verhältniß zur Abonnentenliste steht, rechnen kann. Das Leben eines Redakteurs ist in dieser Beziehung ein Hazard-



spiel, das man mit der Laune und Gleichgültigkeit des Publikums spielt. Dies ewige Mahnen und Drängen wird uns auf die Dauer langweilig. Namentlich erwarten wir, daß unsere Agenten ihre Pflicht thun, und uns die Rückstände unverzüglich einsenden. Wir glauben, daß wenn wir der allgemeinen Regel nach von den Abonnenten Vorausbezahlung verlangen, wir doch von den Agenten wenigstens die Rückstände verlangen können. Möge dies das letzte Mal sein, daß wir diese Angelegenheit hier besprechen; möge man uns doch ersparen, mit einer schwarzen Liste herausrücken zu müssen.

* * *

Die Herren Lingenau und Kuskopff sind reisende Agenten für die „Atlantis".

* * *

Die Hefte werden jetzt für die nächste Zeit alle drei Wochen ausgegeben, bis wir das betreffende Heft am ersten eines jeden Monats versenden können.



Cincinnati, Oh.: Zu beziehen durch Theobald u. Theuerkauf:

Conversations-Lexikon.

Zehnte, verbesserte und vermehrte Auflage.
Vollständig in fünfzehn Bänden.

Neue Ausgabe in 60 Viertelbänden

zu 25 Cents.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Die zehnte Auflage des Conversation-Lexikon ist jetzt vollständig erschienen, und es freut uns mittheilen zu können, daß wir durch die Verlagshandlung in den Stand gesetzt wurden, diese Auflage in einer

neuen Ausgabe von 60 Viertelbänden zu 25 Cents

zu liefern, wornach das vollständige Werk nicht höher als fünfzehn Dollars zu stehen kömmt.

Monatlich werden 3 — 4 Viertelbände, — oder auch mehr — von uns ausgeben, und die Anschaffung dieser

Bibliothek für sich allein,

die in unserer Zeit beinahe unentbehrlich geworden ist und in keinem Hause fehlen sollte, liegt in der Möglichkeit eines Jeden, der allmonatlich nur

75 Cents — $ 1.

zu erubrigen vermag.

Bei gebundenen Exemplaren berechnen wir den Einband zu 50 — 60 Cents per Band.

Das Werk kann in beliebigen Terminen und in folgenden Ausgaben bezogen werden:

In 60 Viertelbänden zu 25 Cents.
In 15 Bänden „ $ 1.
Vollständig auf einmal zu $ 15.

Wir empfehlen uns zu zahlreichen Bestellungen.